

DER FELS

Papst Benedikt XVI.

Die Botschaft des Papstes in Altötting

307

Francis Kardinal Arinze:

Steh auf und iss!

Sonst ist der Weg zu weit für dich

309

Prof. Dr. Reinhold Ortner:

Tiefes Geheimnis: Sterben und Tod

312

Katholisches Wort in die Zeit

37. Jahr Nr. 11 November 2006



INHALT

Papst Benedikt XVI.:
Die Botschaft des Papstes in Altötting ...307

Francis Kardinal Arinze:
Steh auf und iss! Sonst ist der Weg
zu weit für dich309

Prof. Dr. Reinhold Ortner:
Tiefes Geheimnis: Sterben und Tod....312

Jürgen Liminski:
Das Beichtgespräch315

Franz Salzmacher:
Pilgerreise in die Zukunft.....317

Der Missionsauftrag Christi gilt
auch für Moslems321

Fritz Poppenberg:
Was unsere Kinder im Deutschunterricht
lesen müssen323

Prof. Dr. Anton Ziegenaus:
Wirklichkeit und Wirkweise
des Bösen *Schluss*.....326

Auf dem Prüfstand331
Zeit im Spektrum332
Bücher334
Veranstaltungen/Forum der Leser.....335

Impressum „Der Fels“ November 2006 Seite 335
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Dießener Himmel, aus Gebr. Metz Tübingen

Fotos: 307, 308 Heiko Jung; 309, 311, 326 Renate Gindert; 312 KNA-Bild; 314 Museo del Prado, The ages and Death; 315, 316, 317, 318 Liminski; 321 Website: www.merymana.net; 324, 325 Fritz Poppenberg; 328 Max Seidl: Der Isenheimer Altar, Mathis Grünewald: Das Haupt Antonius, S. 73; 329 Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan; Tintoretto, Staatl. Kunstsammlung Dresden;

Quellen:

S. 325: Michaela Kronthaler: Heinrich Dalla Rosa in „Blutzeugen des Glaubens“ hrsg. von Jan Mikrut, Wien 2000

Liebe Leser,



Der Seher Johannes spricht in der Geheimen Offenbarung (7,9) von denen, die vor dem Thron Gottes stehen als von einer „großen Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Völkern, Stämmen, Geschlechtern und Sprachen“. Dies sind die Heiligen, unsere Vorbilder.

Heiligkeit – manche denken an verkitschte, süßliche Zerrbilder, was die Heiligen nie waren, andere an etwas Unmögliches, viel zu Hohes, Unerreichbares.

Johannes Paul II. hat in seinem Apostolischen Schreiben „Zu Beginn des neuen Jahrtausends“ (Novo Millennio Ineunte) vom 6. Januar 2001 erläutert, was unter Heiligkeit zu verstehen ist, nämlich, dass es für einen Getauften „widersinnig wäre, sich mit einem mittelmäßigen Leben zufrieden zu geben, das im Zeichen einer minimalistischen Ethik und einer ober ächlichen Religiosität geführt wird ... Es bedeutet, seinen Lebensweg vom Radikalismus der Bergpredigt leiten zu lassen ... Das Konzil selbst hat erklärt, dass man dieses Ideal der Vollkommenheit nicht falsch verstehen darf, als sei es eine Art außerordentlichen Lebens, das nur von einigen ‚Genies‘ der Heiligkeit geführt werden könnte. Die Wege der Heiligkeit sind vielfältig und der Berufung eines jeden angepasst“ (Ziff. 31).

Das Streben nach Überdurchschnittlichem ist uns nicht so fremd. Wir können es überall beobachten, nicht nur bei Sportlern, Künstlern, Wissenschaftlern, sondern auch bei Hausfrauen, Handwerkern, Technikern, kurz in jedem Beruf und bei jeder Tätigkeit. Manchmal handelt es sich dabei um ein Streben nach „menschlichem Perfekti-

onismus“. Julia Verhaeghe, die Gründerin der Geistlichen Familie „Das Werk“, macht uns auf den Unterschied zwischen dieser Art von Perfektionismus und der christlichen Vollkommenheit aufmerksam. Das von Menschen gemachte Vollkommenheitsideal will danach seine „Vorstellungen mit eigener Kraft verwirklichen. Es sucht das menschlich Perfekte: Eine Welt ohne Sünden, einen Ehepartner ohne Schwächen, Vorgesetzte ohne Fehler“. Ein solcher Perfektionismus kann das Zusammenleben schwer belasten. Die christliche Vollkommenheit, wie sie uns in den Heiligen begegnet, schaut auf das Beispiel Jesu, der Mitleid und Verständnis für die Menschen zeigte und sie so emporgeführt hat. Das Streben nach christlicher Vollkommenheit ist Auftrag und Chance. Was passiert, wenn wir uns davon dispensieren?

In der Geheimen Offenbarung schreibt der Seher Johannes Briefe an die sieben Gemeinden in Kleinasien. Im Brief an die Gemeinde in Ephesus heißt es (2. Kapitel, 4-6): „Du hast deine erste Liebe verlassen. Darum bedenke, von welcher Höhe du gefallen bist! Kehre um und tue deine ersten Werke wieder! Sonst werde ich über dich kommen und, wenn du nicht umkehrst, deinen Leuchter von seiner Stelle rücken“.

Der Leuchter wurde von seiner Stelle gerückt. Die sieben Gemeinden in der heutigen Türkei existieren nicht mehr als christliche Gemeinden.

Das Wort des Johannes gilt auch für uns in Westeuropa und in Deutschland. Der Weg, auf dem die Geschichte weiterschreitet, ist gepastert mit Chancen zur Umkehr. Gegenwärtig ist die größte Herausforderung, das in die Praxis umzusetzen, wozu uns Papst Benedikt XVI. bei seinem Pastoralbesuch in Bayern aufgefordert hat. Nehmen wir den Auftrag des Heiligen Vaters ernst. Zeigen wir Entschiedenheit und Mut!

Mit freundlichen Grüßen
aus Kaufering

Ihr Hubert Gindert

Die Botschaft des Papstes in Altötting

11. September 2006

Liebe Schwestern und Brüder!

In Lesung, Antwortgesang und Evangelium dieses Tages treffen wir dreimal Maria, die Mutter des Herrn, in je verschiedener Weise als Betende an. In der Apostelgeschichte finden wir sie in der Mitte der Gemeinschaft der Jünger, die sich im Abendmahlsaal versammelt haben und nun den zum Vater aufgestiegenen Herrn anrufen, dass er seine Verheißung erfülle:

„In wenigen Tagen werdet ihr mit dem Heiligen Geist getauft werden“ (Apg 1, 5). Maria führt die werdende Kirche im Gebet an, sie ist gleichsam die betende Kirche in Person. Und so steht sie mit der großen Gemeinschaft der Heiligen als deren Mitte noch immer vor Gott und bittet für uns, bittet ihren Sohn darum, dass er der Kirche und der Welt neu seinen Geist sende und das Angesicht der Erde erneuere.

Wir antworten auf die Lesung, haben auf die Lesung geantwortet, indem wir mit Maria den großen Lobgesang singen, den sie angestimmt hat, als Elisabeth sie ihres Glaubens wegen selig gepriesen hatte. Dies ist ein Gebet des Dankes, der Freude an Gott, der Lobpreisung für seine großen Taten. Der Grundton dieses Liedes ist gleich im ersten Wort angegeben: Meine Seele macht den Herrn groß.

Gott groß machen, das heißt ihm Raum geben in der Welt, im eigenen Leben, ihn einlassen in unsere Zeit und in unser Tun – dies ist das tiefste Wesen rechten Betens. Wo Gott groß wird, da wird der Mensch nicht klein: Da wird auch der Mensch groß, und da wird die Welt hell. Im Evangelium richtet Maria zugunsten von Freunden, die in Verlegenheit sind, eine Bitte an ihren Sohn. Auf den ersten Blick kann dies als ein ganz menschliches Gespräch zwischen Mutter und Sohn erscheinen, und ein Gespräch von tiefster Menschlichkeit ist es ja auch.

Aber Maria redet Jesus doch nicht einfach als einen Menschen an, auf dessen Phantasie und Hilfsbereitschaft sie etwa bauen würde. Sie vertraut menschliche Not seiner Macht an – einer Macht, die über menschliches Können und Vermögen hinausgeht. Und so sehen wir sie im Gespräch mit Jesus doch als bittende, als fürbittende Mutter. Es lohnt sich, in dieses Evangelium tiefer hineinzuhören: Um Jesus und Maria besser zu verstehen, aber gerade auch, um von Maria das rechte Beten zu erlernen.

Maria richtet keine eigentliche Bitte an Jesus; sie sagt ihm nur: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Hochzeiten im Heiligen Land dauerten eine ganze Woche lang; das ganze Dorf war beteiligt, und so wurden große Mengen Weines gebraucht. Nun sind die Brautleute in Verlegenheit, und Maria sagt es Jesus ganz einfach. Sie sagt Jesus nicht, was er tun soll. Sie bittet nicht um etwas Bestimmtes, schon gar nicht darum, dass Jesus ein Mirakel tue, durch das er Wein produzieren würde.

**Wo Gott groß wird
– wird auch der Mensch groß**

Sie vertraut Jesus nur einfach die Sache an und überlässt es ihm, was er daraufhin tun wird. So sehen wir in dem einfachen Wort der Mutter Jesu zweierlei: Einerseits ihre liebevolle Fürsorge für die Menschen, ihre mütterliche Wachheit, mit der sie die Bedrängnis der anderen wahrnimmt; wir sehen ihre herzliche Güte und ihre Hilfsbereitschaft. Zu dieser Mutter pilgern die Menschen seit Generationen hier nach Altötting. Ihr vertrauen wir unsere Sorgen, Nöte und Bedrängnisse an.

Die helfende Güte der Mutter, der wir uns anvertrauen – hier sehen wir sie zum ersten Mal in der Heiligen Schrift. Aber zu diesem ersten und uns



Wir bringen die Predigt des Heiligen Vaters während der heiligen Messe in Altötting.

In der nächsten Ausgabe bringen wir die Botschaft von Papst Benedikt XVI. aus Regensburg vom 12.9.2006

allen vertrauten Aspekt kommt noch ein zweiter, den wir leicht übersehen: Maria überlässt alles dem Herrn. Sie hat in Nazareth ihren Willen in Gottes Willen hineingegeben: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1, 38).

Das ist ihre bleibende Grundhaltung. Und so lehrt sie uns beten: Nicht unseren Willen und unsere Wünsche, so wichtig und einsichtig sie sind, Gott gegenüber durchsetzen wollen, sondern ihm überlassen, was er tun wird. Von Maria lernen wir die helfende Güte, aber auch die Demut und die Großzügigkeit, Gottes Willen anzunehmen und ihm zu vertrauen, ihm zu glauben, dass seine Antwort das wahrhaft Gute für uns, für mich ist.

Wenn wir so das Verhalten und die Worte Marias sehr gut begreifen können, fällt es uns um so schwerer, die Antwort Jesu zu verstehen. Schon die Antwort gefällt uns nicht: „Frau“ – warum sagt er nicht: Mutter? Nun, diese Anrede drückt die Stellung Marias in der Heilsgeschichte aus. Sie weist voraus auf die Stunde der Kreuzigung, in der Jesus zu ihr sagen wird: Frau, siehe deinen Sohn – Sohn, siehe deine Mutter. Sie weist so voraus auf die Stunde, in der er die Frau, seine Mutter, zur Mutter aller Jünger machen wird.

Und sie weist zurück auf den Bericht von der Erschaffung Evas: Adam sah sich als Mensch allein in der Schöpfung bei all ihrem Reichtum. Da wird Eva geschaffen, und nun hat

er die Gefährtin gefunden, auf die er wartete und die mit dem Wort „Frau“ benannte. So steht Maria als die neue, die endgültige Frau im Johannes-Evangelium, als die Gefährtin des Erlösers, als unsere Mutter: Die scheinbar abweisende Antwort drückt die Größe ihrer bleibenden Sendung aus.

Aber noch weniger gefällt uns, was Jesus dann in Kana zu Maria sagt: Was willst du von mir, Frau? Wörtlich heißt es sogar: Was habe ich mit dir zu tun, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Wir möchten einwenden: Viel hast du zu tun mit ihr. Sie hat dir Fleisch und Blut gegeben, deinen Leib. Und nicht nur den Leib; sie hat dich mit ihrem aus dem Herzen kommenden Ja getragen und dich mit mütterlicher Liebe ins Leben, in die Gemeinschaft des Volkes Israel eingeführt und eingelebt.

Wenn wir so mit Jesus reden, sind wir aber schon auf dem Weg, seine Antwort zu verstehen. Denn all das muss uns daran erinnern, dass es in der Heiligen Schrift eine Parallele zu dem Dialog gibt, den Maria mit dem Erzengel Gabriel führt und in dem sie sagt: Mir geschehe nach deinem Wort. Dazu gibt es eine Parallele. Sie findet sich im Hebräer-Brief, der uns mit Worten des Psalms 40 von dem Dialog zwischen Vater und Sohn erzählt, in dem sich die Menschwerdung anbahnt.

Der ewige Sohn sagt zum Vater: „Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, einen Leib hast du mir bereitet... Siehe, ich komme..., deinen Willen zu tun“ (Hebr 10, 5 – 7; Ps 40, 6 – 8). Das Ja des Sohnes „Ich komme, deinen Willen zu tun“ und das Ja Marias „Mir geschehe nach deinem Wort“ – dieses doppelte Ja wird zu

einem einzigen Ja, und so wird das Wort Fleisch in Maria. In diesem doppelten Ja nimmt der Sohnesgehorsam Leib an, schenkt Maria mit ihrem Ja ihm den Leib. „Frau, was habe ich mit dir zu tun?“

Was sie im Tiefsten miteinander zu tun haben, ist dieses zweifache Ja, in dessen Zusammenfallen die Menschwerdung geschehen ist. Auf diesen Punkt ihrer tiefsten Einheit miteinander führt der Herr mit seiner Antwort hin. Dorthin verweist er die Mutter. Dort, in dem gemeinsamen Ja zum Willen des Vaters, findet sich die Lösung. Zu diesem Punkt sollen auch wir hingehen lernen; dort bekommen wir Antwort auf unsere Fragen.

Maria ist die betende Kirche in Person

Von da aus verstehen wir auch den zweiten Satz der Antwort Jesu: Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Jesus handelt nie einfach aus Eigenem; niemals um nach außen zu gefallen. Er handelt immer vom Vater her, und gerade das eint ihn mit Maria, denn dorthin, in diese Willenseinheit mit dem Vater, wollte auch sie ihre Bitte legen.

Deswegen kann sie erstaunlicherweise nach der scheinbar abweisenden Antwort Jesu ganz einfach zu den Dienern sagen: „Was er euch sagt, das tut.“ Jesus wirkt kein Mirakel, spielt nicht mit seiner Macht in einer eigentlich ganz privaten Angelegenheit. Nein, er wirkt ein Zeichen, mit dem er seine Stunde ankündigt, die Stunde der Hochzeit, die Stunde der Vereinigung zwischen Gott und Mensch. Er „macht“ nicht einfach Wein, sondern er verwandelt die menschliche Hoch-

zeit in ein Bild des göttlichen Hochzeitsfestes, zu dem der Vater durch den Sohn einlädt und in dem er die Fülle des Guten schenkt, in der Fülle des Weines dargestellt.

Die Hochzeit wird zum Bild des Kreuzes, in dem Gott die Liebe bis zum Äußersten führt; sich selber im Sohn mit Fleisch und Blut gibt – im Sohn, der das Sakrament einsetzt, in dem er sich uns für alle Zeiten schenkt.

So wird auf wahrhaft göttliche Weise die Not gelöst und die anfängliche Frage weit überschritten. Jesu Stunde ist noch nicht da, aber im Zeichen der Verwandlung von Wasser in Wein, im Zeichen der festlichen Gabe, nimmt er zeichenhaft seine Stunde jetzt schon vorweg.

Seine Stunde ist das Kreuz, seine endgültige „Stunde“ ist seine Wiederkunft. Aber immerfort nimmt er diese endgültige Stunde vorweg in der heiligen Eucharistie, in der er immer jetzt schon kommt. Und immer neu tut er es auf die Fürbitte seiner Mutter, auf die Fürbitte der Kirche hin, die in den eucharistischen Gebeten ihn anruft: Komm, Herr Jesus!

Im Hochgebet bittet die Kirche immer von neuem um die Vorwegnahme seiner endgültigen Stunde – darum, dass er jetzt schon komme und sich uns schenke. So wollen wir uns von Maria, von der Gnadenmutter von Altötting, von der Mutter aller Gläubigen auf die Stunde Jesu zuführen lassen. Bitten wir ihn, dass er uns schenkt, ihn immer mehr zu erkennen und zu verstehen. Und lassen wir das Empfangen nicht auf den Augenblick der Kommunion beschränkt sein. Er bleibt da in der heiligen Hostie und wartet immerfort auf uns. □



Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich

*Homilie in der feierlichen Schlussmesse des Kongresses des
„Forums Deutscher Katholiken“ in Fulda, am 18. Juni 2006*

1 Die heilige Eucharistie, unsere geistige Nahrung

Jesus hat uns bezüglich der Eucharistie versprochen und gelehrt: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nie mehr hungern, und wer an mich glaubt, wird nie mehr Durst haben... Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben. Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, ich gebe es hin für das Leben der Welt (Joh 6, 35.51).

Ein symbolträchtiges Zeichen des unschätzbaren Geschenks der heiligen Eucharistie ist uns schon im Leben des Propheten Elia gegeben worden. Elia üchtete vor den Drohungen Isebels und Ahabs, die ihn töten wollten. Auf der Flucht, in der Wüste, wurde Elia müde. Er wünschte sogar zu sterben und so schlief er ein. Aber ein Engel des Herrn weckte ihn zweimal auf und stellte ihm Brot und Wasser hin. „Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich.“ So stand Elia auf, aß und trank und wanderte „durch diese Speise gestärkt, vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Gottesberg Horeb“ (vgl. 1 Könige 19,4-8).

Solange wir auf Erden pilgern ist die heilige Eucharistie unsere geistige Nahrung und unser geistliches Getränk, bis dass wir unsere Heimat im Himmel erreichen. Wir würden für diese lange Reise nicht genug Kraft haben, wenn wir nicht durch den Leib Christi gespeist und durch sein Blut genährt würden.

Das Thema des Kongresses, den das „Forum Deutscher Katholiken“ abhält, ist sehr schön: „Der Mensch auf dem Weg zu Christus, dem Retter der Welt“. Signifikanterweise schließt der Kongress genau am



heutigen Hochfest des Leibes und Blutes Christi, also zu Fronleichnam. Dieses Hochfest, welches wir heute begehen, ist ein kondensiertes Glaubensbekenntnis unseres Glaubens an die Eucharistie. Das Wunder der heiligen Kommunion ist immerzu Nahrung für unsere Meditationen. Unsere sakramentale Vereinigung mit Christus durch die Eucharistie hat soziale Dimensionen. Aber diese wunderbare Gnadengabe wird nur dann Frucht in unserem Leben bringen, wenn wir uns selber auf die Feier der heiligen Eucharistie vorbereiten und an ihr teilnehmen, um dann Jesus in der heiligen Kommunion zu empfangen. Hierzu möchte ich vier Punkte vorstellen, die nun bedacht werden sollen.

2 Das große Sakrament unserer Erlösung

In der Nacht, bevor Jesus für uns gelitten hat und am Kreuz gestorben ist, hat er das unschätzbare Geschenk seiner selbst eingesetzt, welches er seiner Braut, der Kirche, machen wollte. „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.

Tut dies zu meinem Gedächtnis!... Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird“ (Lk 22,19-20).

Unser Glaube lehrt uns, dass durch das Sprechen der Einsetzungsworte bei der Eucharistiefeier das Brot nicht länger mehr Brot ist. Was wir nun vor uns finden, ist der Leib Christi. Ebenso ist der Wein nicht mehr Wein. Was wir nun im Kelch vorfinden, ist das Blut Christi.

Das Konzil von Trient lehrt uns daher, dass im allerheiligsten Sakrament der Eucharistie „wahrhaft, wirklich und substanzhaft der Leib und das Blut zusammen mit der Seele und Gottheit unseres Herrn Jesus Christus und daher der ganze Christus enthalten ist“ (DS 1651; vgl. Katechismus der Katholischen Kirche, 1374). Das Konzil verdeutlicht, wie die Lehre der Transsubstantiation hilft, unseren Glauben auszudrücken: „Weil aber Christus, unser Erlöser, sagte, das, was er unter den Gestalten des Brotes darbrachte, sei wahrhaft sein Leib, deshalb hat in der Kirche Gottes stets die Überzeu-

gung geherrscht, und dieses heilige Konzil erklärt es jetzt von neuem: durch die Konsekration des Brotes und des Weines geschieht eine Verwandlung der ganzen Substanz des Brotes in die Substanz des Leibes Christi, unseres Herrn, und der ganzen Substanz des Weines in die Substanz seines Blutes. Diese Wandlung wurde von der heiligen katholischen Kirche treffend und im eigentlichen Sinne Wesensverwandlung genannt“ (DS 1642; vgl. KKK, 1376). Daraus folgt, dass von dem Moment der Kongregation ab und „solange die eucharistischen Gestalten bestehen bleiben, Christus in jeder der beiden Gestalten ganz und vollkommen und in jedem ihrer Teile ganz und vollkommen gegenwärtig ist“ (KKK, 1377).

Unser Glaube an die Realpräsenz Christi in der Eucharistie zeigt sich in unserem Handeln, wenn wir zum Beispiel das allerheiligste Sakrament aufsuchen, uns vor ihm niederknien und es entweder in Gemeinschaft, aber auch alleine anbeten, sowie die Ewige Anbetung besuchen, den eucharistischen Segen empfangen, an Prozessionen, Kongressen oder Studientagen zu Ehren der heiligsten Eucharistie teilnehmen. Die im Oktober 2005 im Vatikan abgehaltene elfte Bischofssynode hat sich intensiv mit allen diesen Formen der christlichen Verehrung der heiligsten Eucharistie beschäftigt, die aus dem Glauben an dieses große Sakrament entspringen (vgl. Propositiones, 6,28,34).

3 Das Wunder, den Herrn Jesus Christus in der Eucharistie zu empfangen

Jesus gibt uns im Sakrament der heiligen Eucharistie seinen Leib und sein Blut. Er hat eine Art und Weise seiner Vereinigung und Gemeinschaft mit uns gestiftet, die wir uns nie hätten ausdenken oder erfinden können. Durch den Empfang der heiligen Kommunion werden wir mit Christus vereinigt und werden eins mit ihm. Indem Jesus uns seinen Leib und sein Blut gibt, werden wir in die Dynamik seiner Selbsthingabe mit hineingenommen, ja geradezu hineingezogen. Das Bild der Hochzeit zwischen Gott und seinem erwählten Volk im Alten Testament ist nun realisiert in der Vereinigung von Jesus und dem, der die heilige Kommunion empfängt. Papst

Benedikt XVI. spricht in Hinblick auf diese Vereinigung von der „Mystik“ des Sakraments (vgl. *Deus caritas est*, 13).

Jesus hat uns auch gelehrt, dass es lebenswichtig für uns ist, in ihm zu bleiben: „Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch. Wie die Rebe aus sich keine Frucht bringen kann, sondern nur, wenn sie am Weinstock bleibt,

Wer Christus in der eucharistischen Kommunion empfangen will, muss im Stande der Gnade sein. Falls jemand sich bewusst ist, dass er eine Todsünde begangen hat, darf er die Eucharistie nicht empfangen, ohne vorher im Bußsakrament die Lossprechung empfangen zu haben.

KKK 1415

so könnt auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh 15,4-5).

Wenn wir mit Christus vereinigt sind, in ihm und von ihm leben, dann werden wir das Leben haben. Wir werden genug Kraft finden, um die lange Reise unserer irdischen Pilgerschaft der vierzig Tage und vierzig Nächte mit all seinen menschlichen Versuchungen, Herausforderungen und Möglichkeiten zu bestehen und so die Möglichkeit haben, unsere Liebe dem Herrn gegenüber zu zeigen und uns in seinem Dienst als treu zu erweisen. Denn Jesus hat uns zugesichert: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich bleibe in ihm ... Dies ist das Brot, das vom Himmel herabgekommen ist ... Wer dieses Brot isst, wird leben in Ewigkeit“ (Joh 6,56.58).

4 Die soziale Dimension der eucharistischen Vereinigung mit Christus

Unsere Vereinigung mit Christus in der heiligen Kommunion hat auch soziale Dimension, denn die verschiedenen Kommunionempfänger empfangen ein und denselben

Christus in der Kommunion. Sie sind daher zur größeren Einheit untereinander und miteinander gerufen. Sie sind gerufen, einander zu lieben. Der heilige Apostel Paulus erinnert die Korinther: „Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib; denn wir alle haben teil an dem einen Brot“ (1Kor 10,17).

Christus schenkt uns seine Liebe in der heiligen Kommunion. Nun bittet er uns, diese Liebe mit unserem Nächsten zu teilen. Die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten sind untrennbar eins. Papst Benedikt XVI. sagt, dass in der Eucharistie „die Agape Gottes leibhaftig zu uns (kommt), um in uns und durch uns weiterzuwirken ... in der eucharistischen Gemeinschaft ist das Geliebtwerden und Weiterlieben enthalten. Eucharistie, die nicht praktisches Liebeshandeln wird, ist in sich selbst fragmentiert“ (*Deus caritas est*, 14)

Das heißt konkret, dass unsere Solidarität mit den Hungernden, den Kranken, den Gefangenen, den Alten und anderen bedürftigen Personen integraler Bestandteil und lebendiger Ausdruck unserer eucharistischen Feier und Gemeinschaft ist. Der Diener Gottes, Papst Johannes Paul II., stellt fest, dass die Authentizität unserer eucharistischen Feier von unserer Liebe den Bedürftigen gegenüber beurteilt wird (Vgl. *Mane nobiscum domine*, 28).

5 Erforderliche Vorbereitung und Teilnahme an der Eucharistie

Wenn wir den Leib und das Blut Christi empfangen, sollten wir nicht vergessen, dass die Eucharistie nicht nur ein Mahl, sondern vor allem ein Opfer ist, denn Christus hat sich am Kreuz hingegeben als Opfer für uns Sünder. Am Kreuz befähigt er die ganze Kirche, sich mit ihm, durch ihn und in ihm hinzugeben. „In der Eucharistie wird das Opfer Christi auch das Opfer der Glieder seines Leibes“ (KKK, 1368).

Als allgemeine Regel, wie man sich auf die heilige Messe und den Empfang der heiligen Kommunion vorzubereiten hat, gilt, dass jeder von uns gerufen ist, Christus im Geist der Selbsthingabe zu folgen. Durch Christus lernt die Kirche,

sich selbst hinzugeben. „Die ganze erlöste Stadt, die Gemeinschaft und Versammlung der Heiligen ist Gott als ein universales Opfer dargebracht durch den Hohenpriester, der in der Form eines Sklaven so weit gegangen ist, sich selbst in der Passion für uns hinzugeben“ (hl. Augustinus: De civ. dei, 10,6; vgl. Ebenso KKK, 1372). Wir müssen danach streben, dass all unsere täglichen Aktivitäten in der heiligen Messe als Zentrum des ganzen Tages als fortwährendes Opfer dargebracht werden.

Unser Glaube verlangt von uns, dass wir im Stand der Gnade sind, bevor wir Jesus in der heiligen Kommunion empfangen. Jeder, der sich bewusst ist, eine Todssünde begangen zu haben, muss zuerst diese Sünde bereuen, dann das Sakrament der Buße aufsuchen und schließlich die Absolution von den Sünden erhalten, bevor er die heilige Kommunion empfängt. Ansonsten würde diese Person das Sakrileg der Profanierung des Leibes und Blutes Christi begehen, vor der

der hl. Apostel Paulus die Korinther gewarnt hatte (vgl. 1 Kor 11,27-29; KKK, 1385, 1415). Der Bußakt am Anfang der heiligen Messe erinnert uns, dass wir Sünder sind und der Reue bedürfen, auch wenn dieser Akt nicht die sakramentale Beichte und Absolution ersetzt. In der Tat ist die sakramentale Beichte der normale Weg der Reinigung von den Sünden, bevor man die heilige Kommunion empfängt. Leider kann man nicht die traurige Tatsache übersehen, dass in der heutigen Zeit ein immer größerer Verlust des Sündenbewusstseins stattfindet, was zu einem immer größeren Verlust des Respekts vor der Heiligkeit Gottes führt.

Der Empfang der heiligen Kommunion ist der wichtigste Aspekt unserer Teilnahme an der eucharistischen Feier, die „die Quelle und der Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ ist (Lumen Gentium, 11). Wenn wir auch das Wort Gottes hören, welches in der Kirche verkündet wird, wenn wir singen, meditieren

und Gott die Ehre erweisen, so sollen wir dennoch nie vergessen, dass nach gebührender Vorbereitung der Empfang Christi in der heiligen Kommunion die höchste Form der Teilnahme an der heiligen Messe ist.

Brüder und Schwestern in Christus, da wir nun diesen Kongress abschließen, so wollen wir unseren Herrn Jesus Christus, der in der Eucharistie gegenwärtig ist, bitten, dass er in allen vierzig Tagen und vierzig Nächten bei uns bleibt auf unserer irdischen Pilgerschaft. Möge unsere Mutter, die selige Jungfrau Maria, „die eucharistische Frau“ (vgl. Ecclesia de eucharistia, 53), wie Papst Johannes Paul II. Maria zu nennen pflegte, für uns alle Tage bei Gott eintreten, damit wir einen demütigen und lebendigen Glauben an die Eucharistie, ein reuevolles Herz und liebende Anhänglichkeit an Jesus bekommen und lernen, uns durch Christus als eine lebendige Opfergabe darzubringen, die Gott wohlgefällig ist. □



Tiefes Geheimnis: Sterben und Tod

Ein Blick ringsum auf das hektische Alltagsleben zeigt uns: Es ist, als ob man vertuschen wolle, dass wir alle einmal sterben werden. Dabei sind Sterben und Tod zentrale existenzielle Fragen, und immer weniger Menschen wissen über ihre existenzielle Zukunft Bescheid. Es geht um die Ewigkeit und die Frage nach Gott. Dies bedingt Konsequenzen für unser irdisches Leben. Du solltest dich rechtzeitig darauf einstellen und nicht sagen: „Das werde ich später dann schon sehen, ob da noch was kommt.“ Wann? Wenn es zu spät ist ...?

Lebensziel jenseits des Todes

Seit den Tagen frühester Kindheit betrachtest du dein Leben als selbstverständlich. Aber was ist Leben? Leben ist Kraft, Energie, Bewegung, Entwicklung, Entfaltung. Es ist eingebunden in die Zeit-

abläufe der Weltgeschichte, und es hat auch eine räumliche Zuordnung. Es begann auf kleinstem Raum und war von Anfang an wundervoll programmiert, sinnvoll geplant, von Gottes Liebe getragen. Du hast dich entfaltet, bist größer und älter geworden.

Gibt es einen Sinn und ein Ziel?

Warum existierst du? Woher kommst du? Gibt es einen Sinn für dein Leben? Die Antworten vieler Menschen reichen von Gesundheit, Erfolg, Glück bis hin zu gutem Einkommen, Karriere, Spaß. Das sind, weltlich betrachtet, verständliche Wünsche. Aber gibt es nicht auch einen alles übergreifenden Sinn, der deinem Leben von Anfang an zu Grunde liegt, den du anstreben und dessen Erfüllung du suchen solltest? Bedauerlich, dass viele darüber nicht gründlich nachdenken.

Endstation Tod?

„Der Mensch gleicht einem Hauch, seine Tage sind wie üchtige Schatten (Ps 144,4). Am Ende des Lebens warten der Tod als Abbruch dieses Lebens, Verwesung und Zerfall des Körperlichen mit der Auflösung in die Grundstoffe der Erde. Diese Vorstellung erfüllt uns nicht gerade mit einem Glücksgefühl. Daher stellt sich dann die drängende Frage: „War das alles? Sollen sich darin Ziel und Sinn meines Lebens erschöpft haben?“

Umfragen zufolge sind viele der Meinung: „Mit dem Tod ist das Leben aus und vorbei. Ich spüre dann nichts mehr, bin einfach weg.“ Daher kommt auch der Spruch: „Das Leben ist doch so kurz. Genieße es, solange du es noch hast! Koste aus und nimm, was du bekommen kannst: Macht, Geld, Spaß, Mode, Sex ...!“

Besuch des Heiligen Vaters am 13. September 2006 in Pentling. Besuch des Grabes seiner Eltern auf dem Friedhof und der anliegenden Kirche Sankt Josef. Hinten: Georg Ratzinger.



Ein bedauerlicher Lebens(un)sinn, und so voller Unlogik! Konsequenter Resignation müsste sich nämlich alles bekommen zu können oder überhaupt zu den „Verlierern“ zu zählen. Gehetzt vom Wettlauf gegen die Zeit rennt man durch das Leben, denn jeder weiß: Früher oder später ist es vorbei – Krankheit, Altern und Sterben werden mich einholen. Dann ziehen die „scheinbar Glücklichen“ an mir vorbei, lassen mich zurück und wollen nur ihre persönliche Lebensjagd gewinnen.

Das Ziel jenseits des Todes

Gott spricht: „Der Himmel zerattert wie Rauch, die Erde zerfällt wie ein Kleid; ihre Bewohner sterben wie die Fliegen. Mein Heil aber hat niemals ein Ende“ (Is 51,6). Dein Leben wird niemals endgültig vernichtet. Das Ziel liegt also nicht im Tod, sondern im ewigen Weiterleben. Der Tod ist nur eine Schranke. Alles Körperliche lassen wir zurück auf dem Weg der Hilfslosigkeit und Selbstentsagung. Wie deine Ewigkeit dann aussehen wird, ist deine eigene Entscheidung gewesen, die zum Todeszeitpunkt endgültig wird.

Deine Seele

Sicherlich weißt du ganz gut über deinen Körper Bescheid, aber was ist mit deiner Seele? Wenn wir über das Sterben sprechen, geht es vorrangig um die Seele. Die Glaubenskongregation der Katholischen Kirche sagt: Die „Seele“ ist ein „geistiges Element des Menschen, das mit Bewusstsein und Willen ausgestattet ist“. Sie ist „das Ich des Menschen, welches nach dem Tod fortbesteht, obwohl ihm zwischenzeitlich der ergänzende Teil seines Körpers fehlt“. Mit anderen Worten: Die Seele ist das Geistwesen des Menschen. Sie lebt weiter, nachdem das Fleisch zu leben aufgehört hat, weil sie unsterblich ist.

Deine Seele verlässt den Körper

Irdisches Leben ist Vorstufe zur Ewigkeit. Im Sterbevorgang beginnt sich die Seele vom Körper zu trennen. Sobald ihm alle Lebenskraft entwichen ist, sprechen wir vom Tod, dem unwiderrufen ichen „Stillstand“ und „Aus“ sämtlicher (körperlicher) menschlicher Lebensfunktionen. Jetzt ist die Einheit von

Körper und Seele aufgehoben. Alles Körperliche wird zerfallen und sich auflösen, ist tote Materie. Die Seele aber ist unzerstörbar. Sie ist unsichtbar und entzieht sich beim Vorgang der Trennung der Wahrnehmung der Hinterbliebenen. Nur Personen mit extrasensorisch mystischen Begabungen konnten die Seelen Sterbender „sehen“, (vgl. z.B. *Therese Neumann; A.K. Emmerich*).

Vorgang des Sterbens

Während des Sterbens wirst du dich also in einem Übergangsstadium befinden. Einerseits spürst du noch den Körper, in den du dich bislang eingebunden wusstest, andererseits verlierst du auch langsam den Bezug dazu – ein äußerst geheimnisvoller Vorgang, bei dem du am Ende das Körperliche unwiderrufen zurücklassen wirst. Wenn die Trennung vollzogen ist, wirst du dir klar bewusst sein, dass du und deine Seele eins sind: deine Seele – das bist du, nur ohne Körper.

Es gibt Beweise für die Existenz der Seele und deren Unzerstörbarkeit: Weder in der Endphase des Sterbens noch nach dem Tod verliert dein Ich die Fähigkeit zu denken, zu fühlen und wahrzunehmen. Der Glaube an die Weiterexistenz der Seele nach dem Tod lässt die Annahme zu, dass die Seele des Verstorbenen ein ganz neuartiges und tiefgreifendes Bewusstseinsereignis hat, bei dem sich Empfindungen bisheriger Art aus dem irdischen Leben mit außersinnlichen Wahrnehmungen aus einer jenseitigen Welt überlagern.

Wahrnehmung der Anwesenheit Verstorbenen

Bei einer Befragung von Patienten durch Ärzte und Krankenschwestern gaben 52 % der Sterbenden an, früher Verstorbene wahrzunehmen, oft Angehörige der eigenen Familie. Es wird auch berichtet, wie sich die Seele jetzt von den „Fesseln“ des Körpers löst und Fähigkeiten erhält, die bis dahin unmöglich erschienen: „Etwa 20 Jahre wurde in einer Anstalt ein Mädchen namens Käthe gepflegt. Käthe war von Geburt an geistig völlig zurückgeblieben und hatte nie ein Wort sprechen gelernt. An allem, was in ihrer Umgebung vor sich ging, schien sie nicht den geringsten Anteil zu nehmen. Eines Tages lag Käthe im Sterben. Als der

**Lass mich, Engel, nicht allein,
wenn die jüngste Kerze lodert,
aufgezehrt und hingemodert
schwankt und schüttert
mein Gebein.**

Engel, lass mich nicht allein.

**Lass mich, Engel, nicht allein,
Führ aus Leib und Sterbehemde
In das ungeheure Fremde,
in den Ursprung mich hinein.
Engel, lass mich nicht allein.**

*Qu.: An die Engel
von Werner Bergengruen*

Arzt mit einem Begleiter zu ihrem Zimmer ging, fragten sie sich, wer wohl für Käthe Sterbelieder singe. Im Zimmer angekommen, trauten sie ihren Augen und Ohren nicht. Käthe sang selbst die Sterbelieder. Vor allem sang sie immer wieder: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“ Etwa eine halbe Stunde lang sang sie mit selig verklärtem Gesicht und ging dann sanft und still heim. Der Arzt sprach von einem medizinischen Rätsel.“ (vgl. *Häckel, E. Wir werden leben auch wenn wir sterben: Bietigheim 1978, S. 77-78*)

Persönliches Ereignis

Sterben ist demnach kein „genormter“ Vorgang. Jeder von uns durchlebt sein Sterben in ganz persönlicher Weise. Gott bereitet jedem ein einmaliges, individuelles und unwiederholbar persönliches Ereignis. Befragungen Sterbender ergaben zum Beispiel, dass oft Gestalten wahrgenommen werden, zu denen sie persönlichen Bezug hatten. Viele Sterbende erlebten dabei ein auffallend tiefes Glücksgefühl. Aber solche erhebenden Erlebnisse sind offensichtlich keine Selbstverständlichkeit. (vgl. hierzu: *Rawlings, M.S. „Beyond Death's Door“: Chattanooga/USA 1978*) Darf man diesen Berichten glauben? Manche Leute urteilen: „Halluzination“, „Fieberanfall“, „geistige Verwirrung“. Was soll man ihnen antworten? Daisy, ein im Sterben liegendes kleines Mädchen, flüsterte: „Weißt du, niemand kann diese Dinge sehen. Es sei denn, er hat sterbende Augen.“

Lebensentscheidung im persönlichen Gericht

Leben im Jenseits ist die Konsequenz des Lebens auf der Erde. Was einer hier sät, das wird er dort ernten. Gott sieht auf unser Herz und den guten Willen: wie du Gottes- und Nächstenliebe verwirklichst und für das Kommen des Reiches Gottes gearbeitet oder gelitten hast, was du mit Seiner Gnade aus deinem Leben gemacht hast. Die Lebensentscheidung ist unumkehrbar. Christus weist auf die Bedeutsamkeit des Vorbereitenseins auf diese alles entscheidende Situation beim Eintritt in die Ewigkeit hin. Heilige vertrauten sich in der Todesstunde nochmals der unendlichen Barmherzigkeit und Güte Gottes an.

Die Heilige Schrift spricht davon: Nach dem Tod trittst du vor das Angesicht Gottes und begegnest der vollkommenen Liebe, Barmherzig-



„Die drei Menschenalter und der Tod“ von Hans Baldung Grien zeigen die Vergänglichkeit. Prado, Madrid

keit, aber auch Gerechtigkeit. Gott selber zeigt sich dir, Er erwartet dich und du schaust Ihn von Angesicht zu Angesicht. Nun erkennst du mit größter Klarheit deinen Seelenzustand und das heilige, gerechte Endurteil gemäß deines zurückliegenden Lebens. Du weißt sofort, dass es deiner eigenen Entscheidung für oder gegen Gott entspricht. Das heißt: diese Entscheidung ist gerecht, du hast sie in und mit deinem Leben selbst getroffen.

Für Gott oder den Widersacher

Dein im Sterben und Tod abgeschlossenes irdisches Leben trägt also in sich die Entscheidung für eine Ewigkeit im Licht der Anschauung und Liebe Gottes oder in der Schwärze unendlicher Gottesferne ohne jede Liebe. Das eine ist Inbegriff ewigen Lebens in Seligkeit, das andere des ewigen Todes im Bewusstsein selbstverschuldeter Verdammnis. Wir nennen das erste „Himmel“, das zweite „Hölle“. Du erkennst in der Gerechtigkeit Gottes deine eigene aus freiem Willen vollzogene Entscheidung. Die Dramatik dieser Endkonsequenz wird heute vielfach verschwiegen oder in Frage gestellt. Christus aber mahnt unmissverständlich: „Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber sich selbst verliert“ (Mt 16,26). Oder: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können, sondern fürchtet euch vor dem, der Seele und Leib ins Verderben der Hölle stürzen kann“ (Mt 10,28).

Hölle

Eine Seele, die in bewusster Tod-sünde (in frei entschiedener Absage an Gottes Liebe und Barmherzigkeit) vor Gott tritt, wendet sich auf Grund ihrer unumstößlichen Entscheidung sofort von Gott ab. Ihr ewiger Zustand bleibt diese Trennung. Das ist die Hölle.

Himmel

Die Gott liebende Seele, die im Stande der „heiligmachenden Gnade“ von ihrem Körper scheidet, wird von ihrer Sehnsucht förmlich in die offenen und barmherzigen Arme Gottes getrieben. Nun wird sie Ihn ewig schauen in ungeahnter Liebe, in ewigem Glück, in ewiger Freude leben. Das ist das Paradies, der Himmel. Seine Seligkeit übersteigt

Oft an den Tod zu denken, ist auch eine gute Art, sich mehr des Lebens zu freuen. Es ist etwas Großes, sich immer bereitzuhalten.

Papst Johannes Paul II.

jede menschliche Vorstellungskraft. Der hl. Paulus sagt: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, das hat Gott denen bereitet, die Ihn lieben“ (1 Kor 2, 9).

Fegfeuer

„Wer in der Gnade und Freundschaft Gottes stirbt, aber noch nicht vollkommen geläutert ist, ist zwar seines ewigen Heils sicher, macht aber nach dem Tod eine Läuterung durch, um die Heiligkeit zu erlangen, die notwendig ist, in die Freude des Himmels eingehen zu können“ (KKK 1030). Himmel ist Leben in der Heiligkeit Gottes. „Nichts Unreines“ kann dorthin kommen (Offb 21,27). Seelen, die noch be-eckelt sind von Resten der Sünde oder Sündenfolge, wollen daher schon von sich aus nicht sofort den Himmel betreten. Jeder Verstorbene erkennt alle noch vorhandenen Makel an sich und wünscht in brennender Sehnsucht die Reinigung, die er als Geschenk Gottes voller Dankbarkeit annimmt. Gott macht damit in Seiner Fürsorge und Liebe ein Angebot Seiner Barmherzigkeit: die vollständige Läuterung im Reinigungsort (Purgatorium; Fegfeuer). Diese Seelen (Heilige Seelen oder Arme Seelen) wissen, dass sie nach dem Erlangen vollkommener Heiligkeit in das Leuchten der Herrlichkeit Gottes eintauchen und in den Himmel eingehen werden. □

¹ Es ist unmöglich, ein so schwieriges und diffiziles Thema wie „Tod und Sterben“ auf wenigen Seiten umfassend darzustellen. Der Autor hat trotzdem versucht, diesen heute vielfach (auch in der Kirche) peinlich umgangenen und doch so wichtigen Teil menschlicher Existenz im Rahmen der Grundwahrheiten des katholischen Glaubens und zugleich mit Hilfe psychologischer Erkenntnisse zu verdeutlichen.

Das Beichtgespräch

Eine kurze Geschichte von der wahren Liebe

- Gut, hm, sonst noch was?
- Nein, das heißt, vielleicht doch, ich, äh ich glaube, ich habe meine Frau ver ucht.
- Bitte? Wie meinen Sie das?
- Nun, ich habe gestern, da war ich so verärgert, da habe ich gesagt, geh zum Teufel, du bist schlicht liebesunfähig.
- Und was hat sie geantwortet?
- Nichts, sie schlief schon oder war gerade eingeschlafen, ich habe das so halblaut zu mir selbst gesagt, als ich ins Schlafzimmer kam, ich hatte, äh, ich hatte mich irgendwie gefreut auf zuhause, weil ich den ganzen Tag Leute hatte in der Praxis, am Abend auch noch und den Tag davor auch und da sah ich halt, wie sie schlief und war enttäuscht.
- Hat sie das gehört?
- Nein, ich glaube nicht. Sie schlief ja schon und sie war auch sicher müde, es war ja schon halb zwei. Und zu sagen liebesunfähig und geh zum Teufel, das ist vielleicht doch ...
- Sicher, ja, sagte der Priester hinter dem Gitter, lehnte sich einen Moment zurück und strich sich mit der rechten Hand durch das schon schütterere Haupthaar, so als ob er einen Gedanken fassen wollte. Dann beugte er sich wieder vor und sagte: „Schauen Sie, die Verwünschung ist wohl eine Sünde. Schlimmer ist Ihr Urteil. Liebesunfähig. Kein Mensch ist völlig liebesunfähig. Nur der Teufel ist es. Ihre Frau war einfach müde, um halb zwei nachts ist das ja auch verständlich. Oder kommt das öfter vor?
- Ja, sie hat Angst davor, dass wir zusammenkommen. Wir haben fünf Kinder und nicht so viel Geld, das älteste ist gerade acht Jahre alt und wir versuchen es mit der natürlichen Empfängnisregelung, Knaus Ogino und so, das ist halt nicht so sicher und da...

- Verstehe, verstehe, unterbrach ihn der Priester. Aber haben Sie das mit der Liebesfähigkeit verstanden? Wenn Sie fünf kleine Kinder haben, dann heißt das, dass Ihre Frau Sie liebt. Sie hat ein Recht darauf, müde zu sein. Das steht dann gegen Ihr Recht des Begehrens oder auf Vereinigung. Der Frust, den Sie empfinden, zeigt, dass Sie Ihre Liebesfähigkeit noch steigern können, indem Sie beten, statt uchen. Sicher kann auch Ihre Frau ihre Liebesfähigkeit noch steigern. Auch ich kann das noch und wir müssen uns alle darum bemühen, denn das bringt uns näher zu Gott. Die Ausdrucksformen der Liebe sind vielfältig, das muss nicht immer die körperliche Liebe sein.

Der Priester machte eine Pause, stützte seine Stirn auf die gespreizten Finger. Dann lehnte er sich wieder zurück, beugte sich zur Seite und fragte: Kennen Sie die Enzyklika *Humanae vitae*?

- Nein, habe nur davon gehört. Das ist doch die Pillenzyklika. Da wir die Pille nicht nehmen, war sie für uns nicht wichtig.

- Die sollten Sie lesen. Sie ist nicht lang, eine der kürzesten überhaupt. Aber sie redet von der Freundschaft der Ehegatten als sublimen und höchsten Form personaler Freundschaft, einfach wunderbar. Dem Teufel ist ein Meisterstück gelungen, als er sie durch die Medien so ins Zwielflicht stellte, dass selbst Sie als ordentlicher Katholik sie nur als Pillenzyklika wahrnehmen. Lesen Sie darin, zehn Minuten, als Buße. Und denken Sie darüber nach, am besten im Gebet. Beten Sie?

- Nun ja, schon, in der Messe, manchmal auch abends oder morgens, ist auch eine Zeitfrage.

- Versuchen Sie, zehn Minuten am Tag zu finden. Es lohnt sich. Vielleicht schauen Sie einfach zehn



Er war der Papst der Barmherzigkeit und liebte das Sakrament der Vergebung: Johannes Paul II. in einem Beichtstuhl seiner „Pfarrkirche“, des Petersdoms.

Minuten weniger Fernsehen oder verlängern Sie ihre Pause. Sie werden einen Weg finden, wie gesagt, es lohnt sich. Dann machte er wieder eine Pause und sagte: „Ich habe da noch eine Frage: Was sind Sie von Beruf?“

- Ich bin Arzt, Nervenarzt. Warum?

- Mediziner, das habe ich vermutet. Sie sprachen eben von der Praxis. Ich möchte Ihnen noch einen Tipp geben. Ich spreche mit vielen Medizinerinnen. Mir fällt dabei immer auf, dass sie ziemlich schnell eine Diagnose fällen, die ist dann definitiv und nicht selten auch total, fast totalitär. Jedenfalls betrifft sie den ganzen Menschen. Auch Sie haben das getan, indem Sie Ihre Frau als liebesunfähig bezeichneten. Das sind Todesdiagnosen. Das heißt so viel wie unheilbar, ja eigentlich sogar mehr: Unheilbar, jemand, der nicht lieben kann, kann auch nicht heilig werden. Bitte hüten Sie sich außerhalb Ihres Berufs vor Diagnosen. Geben Sie den Menschen eine Chance, Gott tut es auch.

Der Mann nickte und schwieg. Der Priester lehnte sich zurück, strich wieder durchs schütterere Haar, faltete die Hände.

- Was sagen die Nachbarn zu ihren Kindern? fragte er plötzlich noch den Arzt.

- Nun, da sind eigentlich alle recht nett. Wir haben da auch eine katholische Nachbarin, die geht oft in die Messe, glaub ich, und hat neulich, als wir ihr sagten, das fünfte Kind sei unterwegs, vom großen Segen Gottes geredet. Da ist mir ausgerutscht: Ein bisschen weniger Segen tät's auch. Es ist ja nicht so einfach heute, fünf Kinder durchzukriegen durch diese Schulen, in dieser Gesellschaft, die die Familien ausbeutet und so, und...

- da war die Dame doch sicher erschrocken? unterbrach der Priester und dem Beichtenden kam es vor, als schmunzle er auch.

- Na ja, sie schaute recht verduzt. Ich hab das dann erklärt mit der Ausbeutergesellschaft, die Dame ist ja in so einer geistlichen Gemeinschaft, ein wenig weltfremd, Familie ist heile Welt und so, Probleme kennt sie nicht, hat selbst keine Kinder, fette Rente, aber bescheiden. Sie hat genickt und es verstanden, denke ich.

- Sie machen sich viel Sorgen um das Geld.

- Ja.

- Glauben Sie mir, Ihre Frau auch. Ich will nicht auch noch weltfremd klingen, aber Gott lässt sich nicht lumpen. Ein großartiger Mann der Kirche, Pater Werenfried, genannt der Speckpater, er hat das Hilfswerk Kirche in Not gegründet und lange geleitet, dieser Pater hat mit seinem unerschütterlichen Gottvertrauen immer gesagt: „Die Menschen sind besser als wir denken, und auch Gott ist besser als wir denken“. Auch Ihre Frau und Ihre Kinder sind besser als Sie denken. Darüber sollten Sie nachdenken. Machen Sie ihr doch mal eine Überraschung, eine kleine Freude. Der Priester schaute in sich, als suche er nach einer konkreten Idee. Dann sagte er: Ich gebe Ihnen jetzt die Absolution.

Der Arzt sah etwas verwundert durch das Gitter. Dieser Priester ist ja eine Wucht, dachte er. Die Knie taten ihm etwas weh, immerhin kniete er jetzt schon gute zehn Minuten. Auf der gegenüberliegenden Seite im Inneren des Beichtstuhls hing ein Bild, es zeigte einen Priester mit schlohweißem, langen Haar, abgehärmtem Gesicht aber leuchtenden Augen. Darunter stand: Jean-Marie de Vianney, Pfarrer von Ars. Er hatte als Junge mal eine Biographie gelesen und erinnerte sich:



Jean Marie de Vianney, der Pfarrer von Ars. Er hatte keine große Wissensbildung, aber seine Herzensbildung führte durch die Beichte unzählige Menschen zur Liebe, zu Gott.

Das muss der Priester aus dem 19. Jahrhundert sein, zu dem die Leute gepilgert sind, um zu beichten. Irgendwo bei Lyon, in dem Dorf Ars. Er soll täglich mehr als zehn Stunden im Beichtstuhl verbracht haben, oft fing er morgens um vier Uhr an Beichte zu hören, nachdem er zuvor die Messe gelesen hatte. Die Menschen sollen nachdenklich aber glücklich nach Hause gegangen sein, erleichtert. Das war mehr als Psychologie. So fühlte er sich auch, jetzt nach dieser Beichte. So muss das gewesen sein, damals. Und eigentlich ist es wohl so nach jeder Beichte. Dieser Nachfolger des Pfarrers von Ars hatte ihm einiges gesagt, das wollte er sich notieren.

„... im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“ Die etwas lauter gesprochenen Worte des Priesters rissen ihn aus den Gedanken. Der Priester beugte sich vor und sagte: Darf ich Ihnen noch etwas sagen? – Sicher – Wissen Sie, meine Eltern haben sich sehr geliebt und sie haben sich viel und oft verziehen. Ich habe das gesehen und erlebt. Es hat mich geprägt und ich glaube, es hat mich lieben gelehrt. Die Liebe ist ein großes Geheimnis. Sie bewährt sich in der Treue und vollendet sich in der Vergebung, so heißt es in einer Novelle von Bergengruen oder von le Fort, ist auch egal.

Wichtig ist: Zeigen Sie, dass Sie vergeben, zeigen Sie, dass Sie lieben. Ihre Kinder werden Ihnen dankbar sein. Und vergessen Sie Humanae vitae nicht. Danke, dass Sie da waren. Sie haben auch mir geholfen.

- Wie das? Fragte der Arzt erstaunt.

- Nun, Sie geben mir Gelegenheit, Gottes Gnade und Barmherzigkeit auf die Erde zu holen. Sie helfen mir, ein guter Priester zu werden. Vermutlich lesen Sie nicht immer katholische Zeitungen. In einer der letzten Nummern der Kirchenzeitung las ich die Worte von Benedikt XVI. an die rund 120 Priester einer Diözese in Italien. Er sagte ihnen, sie sollten für die Eheleute beten und ihnen helfen. Sie sollten von den Opfern und Sorgen der Eltern lernen. Die schlaflosen Nächte mit schreienden Kleinkindern, die Aufzucht der Heranwachsenden, Krankheiten, Finanzsorgen. Davon könne man lernen und reifen und so am Heil der anderen arbeiten. Der Priester stockte. Seit ich das gelesen habe, höre ich anders die Beichte. Wissen Sie, es ist ein großes Sakrament. Zu wenig wissen davon oder denken nur an den dunklen Beichtstuhl, nicht an die Geborgenheit der Kinder Gottes, an die Liebe, die in ihm steckt. Deshalb, wieder stockte er und lächelte verschämt, „deshalb, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie darum bitte, deshalb sollten Sie mit Ihren Freunden darüber reden, damit Sie auch beichten und glücklich werden“.

Der Arzt nickte wieder verwundert, bedankte sich fast mechanisch, stand auf, verließ den Beichtstuhl und setzte sich auf eine Bank vor den Altar. Es war das gleiche Holz, auf der Stirnseite auch die gleichen Ornamente. Der Schreiner hatte Bänke und Stuhl aufeinander abgestimmt. Er saß da und schaute auf den Tabernakel. Danke, murmelte er, kramte seinen Rezeptblock aus der Tasche und schrieb: Humanae Vitae, Freundschaft, Liebe, Vergebung. Der Mensch ist besser als wir denken. Er machte eine Pause und sagte sich: Jetzt hole ich Rosen für sie, immerhin sind wir fast neun Jahre verheiratet. Die Idee erfüllte ihn mit Freude. Er hielt inne, schaute auf den Beichtstuhl. Der leuchtete, in ihm brannte Licht, der Priester las – und wartete. □

Pilgerreise für die Zukunft

Die Türkei-Reise von Benedikt XVI. ist eine Gratwanderung / Der politische Hintergrund / Ankaras Position gegenüber den Christen

Die Reise von Papst Benedikt XVI. Ende des Monats in die Türkei wird von mindestens zwei Ereignissen überschattet: Da ist zum einen die nachhaltende und von Mullahs immer wieder geschürte Empörung über die Vorlesung des Papstes in Regensburg, genauer: über ein mittelalterliches Zitat, von dessen negativer Aussage zu dem Religionsgründer Mohammed sich der Papst mittlerweile ein halbes Dutzend Mal distanziert hat, zuletzt überaus deutlich in der offiziellen Endfassung der Vorlesung. Und da ist die armenische Frage, die Frankreich erneut aufgeworfen hat und die einen empfindlichen Nerv der türkischen Regierung berührt. Es ist nicht irgendein Nerv, umgeben mit dem Fett der Vergangenheit. Die Armenierfrage berührt auch das Verhältnis der Türkei zum Christentum, mithin das Verhältnis der heutigen Türkei zu Europa. Sie hat also auch mit dem ersten Ereignis zu tun und deshalb ist die Reise des Papstes auch eine diplomatische Gratwanderung mit unabsehbaren Folgen.

Benedikt XVI. wird als Pilger kommen. Er wird in Ephesus das Haus besuchen, in dem die Gottesmutter Maria nach dem Kreuzestod Christi ihre letzten Jahre verbracht haben

soll. Davon ist in den Fragmenten des Konzils von Ephesus (431) die Rede, und auch die selige Seherin Anna Katharina Emmerich sprach in ihren Visionen von dem Haus Mariens in Ephesus. Französische Lazaristen haben daraufhin an Ort und Stelle gesucht und tatsächlich auch ein Haus ausgegraben, dessen Fundamente aus dem ersten Jahrhundert stammen. Heute betreuen französische Schwestern das Haus.

Der Ort hat hohe Symbolkraft. Ephesus war in seiner Blütezeit nicht nur Tagungsort des dritten ökumenischen Konzils, auf dem die Irrlehre des Nestorius verdammt und der Muttergottes der Ehrentitel Gottesgebälerin feierlich zuerkannt wurde. Ephesus war auch eine der größten Städte des Römischen Reiches, die Johannesbasilika die größte Kirche der alten Christenheit. Heute leben nur noch eine Handvoll Christen in der einst glänzenden Metropole. Ihr Untergang verlief parallel zum Untergang des Christentums in Kleinasien. Das Haus Marias zeigt in gewisser Weise den ruinösen Rest, den die islamische Herrschaft übrig ließ. Indem Benedikt XVI. gerade hierher pilgert und bei dieser Reise auch die Würdenträger der Rumpfkirche trifft, hält

er den Anspruch des Christentums aufrecht, an die vergangenen Zeiten wieder anzuknüpfen. Er wird die tapferere Kirche von Kleinasien aufwerten und gerade durch die Pilgerreise zum Haus von „Meryemana“, zu Maria als dem Herz der Christenheit zum weiteren Standhalten aufmuntern. Es wird ein Zeichen dafür sein, dass die Kirche die Stürme aller Zeiten, auch der Empörung in der islamischen Welt über ausgesprochene Wahrheiten, überdauern wird. Dafür braucht es keine Erklärungen, nur des Gebetes am Haus der Gottesmutter.

Der Papst wird sich vermutlich kaum in Erklärungen zu Wort melden. Er braucht auch nicht auf die armenische Frage eingehen. Die Präsenz des Papstes an genuin christlichen Orten in der Türkei ist Hinweis genug, dass Rom seine Kinder nicht vergessen hat und dass die Kirche lebt. Politisch ist die armenische Frage und damit die Frage nach der Religionsfreiheit in der Türkei für die Europäer sowieso schon zum entscheidenden Kriterium für weitere Verhandlungen mit der EU geworden. EU-Politiker, die den Beitritt der Türkei seit Jahren vermutlich auch aus Hass gegen die Kirche betrieben haben, kommen immer stärker in Bedrängnis und verlieren gelegent-



Am Bosphorus in Istanbul: Brücke zwischen zwei Welten oder Brückenkopf für die nächste islamische Welle gegen Europa? Das ist weniger eine Frage der Geographie sondern vor allem des Geistes.

lich die Nerven, weil die Stimmung in Westeuropa gegenüber dem Islam im allgemeinen und den Islamisten in der Türkei im besonderen an Skepsis zunimmt. Die Armenien-Debatte in Frankreich ist dafür nur ein Beispiel.

Man darf wohl annehmen, dass der französischen Regierung die Armenierfrage aus anderen Gründen als denen der historischen Gerechtigkeit aufgeworfen hat. Vermutlich handelt es sich sogar um eine Provokation gegenüber Ankara. Man hofft, dass die Türkei von sich aus die Verhandlungen mit der EU aufgibt. Und falls das nicht geschieht, dann will man auf stichhaltige und von der Bevölkerung getragene Gründe verweisen, um die Verhandlungen von EU-Seite aus abubrechen und zwar rechtzeitig, bevor man in vielen Teilbereichen Kompromisse erzielt hat, die einen Abbruch erheblich erschweren. Gründe für einen Abbruch gibt es genug, grundsätzliche und aktuelle. Geographisch gehört die Türkei nicht zu Europa, historisch und zivilisatorisch ebenfalls nicht. Sie ist Nachbar Europas. Ende September hat das Europäische Parlament im sogenannten „Eurlings-Bericht“ einige inhaltliche Gründe genannt. Der Bericht spricht von der Verlangsamung des Reformprozesses seit der Aufnahme von Verhandlungen und nennt in diesem Zusammen-

hang „insbesondere Mängel bei der Unabhängigkeit der Justiz, bei der Pressefreiheit, bei der Religionsfreiheit und den Rechten für Frauen, für Minderheiten, für Gewerkschaften sowie bei den Beziehungen zwischen Verwaltung und Militär“.

In der Tat, Ministerpräsident Erdogan hat die bereits gefundene Basis für Beitrittsverhandlungen wieder verlassen. Das gilt vor allem für die Religionsfreiheit. Christliche Kirchen werden in der Türkei keinen öffentlich-rechtlichen Status erhalten. Die türkische Regierung betonte schon vorher, man wolle sich vor dem Beginn der Beitrittsverhandlungen keine Bedingungen stellen lassen. Aber seit dem Beginn der Verhandlungen vor einem Jahr ist es für die Christen eher noch schlimmer geworden. Dies betrifft zum Beispiel die noch immer nicht gewährleistete freie Verfügung der christlichen Gemeinden über ihre Immobilien und Kirchengebäude, Schulen und Klöster. Zugleich wird den Christen der Türkei weiterhin die rechtliche Grundlage zur Führung theologischer Lehranstalten verweigert. Die Internationale Gemeinschaft für Menschenrechte (IGFM) sieht nach den Worten ihres geschäftsführenden Vorsitzenden Karl Hafen „keinen substantiellen Fortschritt der Türkischen Republik in der Religionspolitik

mehr“. Hafen: „Im Gegenteil, Ankara bewegt sich mit dieser Haltung wieder weit weg von Europa, und eine Aufnahme in die EU rückt in weitere Ferne. Denn in Europa dürfen nicht zwei verschiedene Maßstäbe über die Behandlung von Bürgern zugelassen werden.“ Es sei daher „konsequent, den Termin über den Beginn von Beitrittsverhandlungen so lange zu verschieben, bis die Türkei zu der bereits gefundenen Basis zurückkehrt“. Die Erfüllung dieser von der IGFM und anderen Menschenrechtsorganisationen genannten Forderungen war zugesagt, kritisiert die IGFM. Dass die Umsetzung dieses Teilbereiches der Religionsfreiheit plötzlich als „staatsgefährdend“ verworfen werde, sei ein großer Rückschlag für die Beitrittsverhandlungen.

Man kann sich fragen, ob unter „staatsgefährdend“ nicht alles verstanden wird, was der türkischen Regierung nicht gefällt. Türkei-Kenner vermuten, dass Erdogan den Beitritt sowieso nur erstrebt, um sich innenpolitisch vom Druck der Militärs zu befreien. In der Türkei hat die Armee eine besondere Stellung. Sie ist Gralshüter des Kemalismus, der Trennung von Religion und Staat. Diese Trennung ist nicht im Sinn der Islamisten. Seit August ist wieder ein ausgesprochener Kemalist an der



Voll integriert: Eine armenisch-deutsch-französische Hochzeit diesen Sommer in der Bretagne/Frankreich. Die Armenier haben keine Probleme mit der westlichen Kultur und das liegt auch daran, dass sie als Christen ein anderes Verhältnis zur Würde jedes Menschen, auch der Frauen, haben. Ein Gast meinte: „Es ist wunderbar, wie die Liebe nicht nur zwei Menschen aus unterschiedlichen Kulturen vereint, sondern wie der Heilige Geist dadurch auch gleich drei Völker zu Brüdern und Schwestern macht, die Armenier, die Franzosen, die Deutschen“. Von dieser Versöhnungskultur ist der Islam noch weit entfernt.

Spitze des Militärs. Generalstabschef Yasar Buyukanit steht sowohl den Islamisten als auch der Europäischen Union sehr skeptisch, um nicht zu sagen mißtrauisch gegenüber. Er und die Generäle beobachten mit wachsendem Argwohn, wie islamistische Elemente verstärkt auch den Alltag in den türkischen Städten prägen, wie die moderaten Aleviten, eine muslimische Richtung, die immerhin ein Viertel der türkischen Bevölkerung ausmacht, in den Medien als „schlechte Muslime“ verunglimpft werden, wie die radikalen Koranschulen (Imam Hatip) wie Pilze aus der Erde schießen, wie der Justizapparat von der Regierung „gesäubert“ und mit islamistischen Elementen durchsetzt wird. Im kommenden Mai wird ein neuer Staatspräsident gewählt, im November ein neues Parlament. Sollten die Islamisten mit Erdogan den Präsidenten stellen, was gut möglich ist, da der Präsident ähnlich wie in Deutschland nicht direkt vom Volk, sondern von einer Wahlmänner-Versammlung gewählt wird, in der die Erdogan-Partei die Mehrheit hat, und dann auch die Mehrheit im Parlament erringen, wäre der islamistische Durchbruch geschafft und die laizistische Republik Türkei nur noch eine Farce.

Soweit wollen die Militärs es nicht kommen lassen. Sie vermuten

zu Recht, dass dieser Durchbruch nur eine Vorstufe im Masterplan der Islamisten ist. Wenn die Türkei außerdem als Vollmitglied in die EU integriert würde, wäre das nicht nur eine Garantie gegen ein Einschreiten der Militärs, sondern ein Schritt in Richtung Islamisierung ganz Europas. Die Islamisten würden schon vorher das Volk gegen das Militär ausspielen. Für Erdogan ist das Ziel EU erst der zweite Schritt, wichtiger sind ihm die inneren Machtverhältnisse. Deshalb sind ihm zugeschriebene Äußerungen glaubwürdig, wonach er sich „weder aus Brüssel noch von einzelnen EU-Mitgliedern“ Vorschriften machen lassen wolle. Sonst könne es geschehen, dass „wir Türken es sind, die Nein zur Europäischen Union sagen“. Das wünschen sich freilich nicht wenig Europäer. Ihre Heuchelei gegenüber Ankara hat überhaupt dazu geführt, dass über Beitritt geredet und darüber auch noch Verhandlungen aufgenommen wurden, obwohl die meisten doch wissen, dass die Türkei, anders als etwa Kroatien, kein genuin europäisches Land ist. Das Volk aber wusste es schon immer. Im Fall Türkei sind die Meinungen in der Politik – nicht im Volk, das mit deutlicher Mehrheit dagegen ist – gespalten. Auch in Deutschlands Regierung. Die Kanzlerin ist von ihrer (richtigen) Idee einer privilegierten Partnerschaft

noch nicht abgerückt, Außenminister Steinmeier verfolgt nach wie vor das Ziel einer vollen Mitgliedschaft der Türkei in der EU.

Für Erdogan geht es um die volle Macht in Ankara. Dafür will er auch die immer noch kemalistisch geprägte Wirtschaft in islamistische Hände bringen, und dafür sind den Islamisten so ziemlich alle Mittel recht. Sogenannte Islam-Holdings haben in Deutschland lebende Türken um mehrere Millionen geprellt, selbst das Parlament in Ankara beschäftigte sich damit. In der Türkei selbst ließ Erdogan die wirtschaftlich starke Sützer-Gruppe enteignen, die von Aleviten geführt wurde. Er nahm ihr die hauseigene Kent-Bank unter dubiosen Vorwänden weg, spielte sie Islamisten zu und gab sie ihr auch gegen den Einspruch des Gerichts nicht zurück. Im Gegenteil, die Regierung versucht, ähnlich wie Putin in Russland mit Yukos zu verfahren und die Gruppe Sützer wirtschaftlich und steuerrechtlich zu ruinieren. Mittlerweile ist der Fall in Straßburg beim Tribunal für Menschenrechte anhängig – ein Symptom dafür, wie Erdogan sein Land rechtlich verkommen lässt.

Auch in der Außenpolitik kümmert sich Erdogan nicht um getroffene Vereinbarungen, siehe die immer noch

„Es muß ein Dialog der Vernunft sein“

38 namhafte Muslime, sowohl Professoren als auch Mullahs und Muftis, haben in einem offenen Brief an Papst Benedikt XVI. Stellung zur Regensburger Vorlesung bezogen. Sie bieten dem Papst einen Dialog an. Dr. Ludwig Schick, Erzbischof von Bamberg, geht davon aus, dass der Papst dieses Gesprächsangebot annimmt. Zwischen den Religionsgemeinschaften müsse ein „Dialog der Vernunft“ geführt werden, meinte Schick im Gespräch mit dem Autor. Es bleibe „uns allen nichts anderes übrig, als in diesen Dialog einzutreten, aber es muss ein Dialog der Wahrheit und der Liebe sein, ein Dialog der offen ist und der auch kritische Fragen stellen darf“. Sonst sei der Dialog sinnlos. „Der Dialog vom

Wort her sagt ja schon, dass es darum geht, wirklich Logos, und das heißt Wahrheit, zu finden. Und Wahrheit ist immer ein Produkt der Offenbarung, des Glaubens und der Vernunft. Nur so kommt man der Wahrheit näher. Nur so kann man auch dem wahren Gott näher kommen“.

Eine große Schwierigkeit des Dialogs besteht in den unterschiedlichen Gottesbildern. Auf der einen Seite der Gott der bedingungslosen Liebe, auf der anderen der Gott der Hingabe, der bedingungslosen Unterwerfung unter den Willen Allahs. Schick sieht hier folgende Möglichkeit: „Es gibt nur einen Gott. Und wenn sich Religionen auf den Dialog einlassen, mit den eben genannten Vorbedingungen, dann kann man sich sicher näher kommen. Denn es könnte ja dabei herauskommen, und das wäre eigentlich wünschenswert,

dass sich auch die Muslime mit ihrer Vorstellung von der totalen Unterwerfung sich eben diesem Gott der Liebe total unterwerfen. Dann wäre dieser Dialog wirklich zu einem sehr guten und fruchtbaren Ziel gelangt“.

Auf diesem Weg begegne man unweigerlich auch den Menschenrechten, die natürlich auch für Frauen gelten. „Denn wenn wir uns dem einen Gott nähern, dann wird dabei auch herauskommen, dass dieser eine Gott alle Menschen geschaffen hat. Und dann sind wir bei Menschenrechten, nämlich die Anerkennung der Würde eines jeden, auch anderen Menschen, der genauso geschaffen ist von diesem Gott wie ich selber, und dass jedes Geschöpf, jeder Mensch, der von Gott geschaffen ist, eben Rechte hat, die unveräußerlich sind“.

ausstehende Anerkennung Zyperns. Die Vertragsbrüche Ankaras haben freilich historische Tradition. Aber die EU sollte mit ihrer Appeasementpolitik gegen einen immer diktatorischer auftretenden Erdogan diese Tradition nicht auch noch bestärken, sondern vielmehr Ankara an das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit in der EU als Voraussetzung für sinnvolle Verhandlungen erinnern. Sonst bleibt nur eine Art Freihandelszone oder privilegierte Partnerschaft. Das wäre sowieso das Vernünftigste, mit oder ohne Erdogan. Vielleicht bringen die Deutschen ja den Mut auf, mal ein klares, ehrliches Wort mit Erdogan zu reden. Es stünde ihrer Präsidentschaft in der EU gut an. Und es käme auch in der türkischen Bevölkerung gut an. Nach einer Ende August veröffentlichten Umfrage der Tageszeitung Vatan haben 76 Prozent der Türken kein Vertrauen mehr in die EU. Der Euroskeptizismus wächst, der zivilisatorische Gegensatz zwischen Ost und West, zwischen Orient und Okzident schlägt sich in solchen Zahlen nieder. Er wird durch das Aufhetzen gegen Papst und Christen und durch die zunehmend islamkritischere Presse in Europa geschürt. Bevor man sich ein Nein in Polen, Spanien, Österreich oder Frankreich einhandelt – mindestens diese Länder haben ein Referendum zum Beitritt der Türkei angekündigt – sagt man lieber selber nein zu Europa und zieht eine privilegierte Partnerschaft vor, die sowieso nahezu alle wirtschaftlichen Vorteile mit sich bringt.

Vor diesem Hintergrund – Machtkampf zwischen Islamisten und Militärs – ist der Besuch des Heiligen Vaters in der Türkei zu sehen. Diesem Machtkampf ist alles untergeordnet: Die Instrumentalisierung der europäisch-türkischen Beziehungen, die fortgesetzte Diskriminierung der religiösen Minderheiten, das Ausschließen der Gewaltenteilung durch Unterwanderung der Justiz. Ankara wird sich Mühe geben, dem Heiligen Vater alle notwendige Reverenz zu erweisen, um auf diese Weise zu zeigen, dass man die religiösen Minderheiten achtet. Mit den Medien konnte Erdogan schon immer gut umgehen. Aber die Zahlen sprechen eine andere Sprache. Innerhalb von neunzig Jahren ist das Christentum in der Türkei von rund 30 Prozent auf weniger als ein Prozent (genau

0,2) der Bevölkerung geschrumpft. Der Kirchengeschichtler und Türkeiexperte Professor Rudolf Grulich, hat jüngst auf einer Veranstaltung des internationalen Hilfswerks Kirche in Not präzisiert, dass es nirgendwo im letzten Jahrhundert einen so großen Rückgang des Christentums gegeben habe wie in der Türkei, selbst in der Sowjetunion nicht (siehe Kasten).

Dabei ist die Türkei wie kaum ein anderes Land eng mit der Ausbreitung des Christentums verbunden. Der Name „Christen“ ist auf dem Boden der heutigen Türkei entstanden. Der

Wieviele Christen leben heute noch in der Türkei?

Höchstens zweihunderttausend, wenn wir von hunderttausend Armeniern ausgehen, einigen tausend Griechen, dazu einigen zehntausend syrischen Christen sowie Lateinern, also Katholiken des lateinischen Ritus. Sie leben vor allem in Istanbul. Vielleicht sind es aber auch nur noch hunderttausend Christen, je nachdem ob wir die Gastarbeiter im Ausland dazuzählen oder davon ausgehen, dass viele von ihnen nie mehr in ihre Heimat zurückkehren wollen.

Prof. Rudolf Grulich, aus einem Interview mit Michael Ragg, im Radio-Magazin „Weltkirche aktuell“ von Kirche in Not (presse@kirche-in-not.org).

heilige Lukas schreibt in der Apostelgeschichte, dass in Antiochien, dem heutigen Antakya in der Südosttürkei, die Jünger Jesu zum ersten Mal als „Christianoi“ als Christen, bezeichnet wurden. In Antiochien residierte auch der erste Papst, bevor er nach Rom kam, und von dort sind auch die Missionsreisen des heiligen Paulus ausgegangen. Auch das Glaubensbekenntnis, wie es heute noch allen Christen gemeinsam ist, entstand auf dem Boden der Türkei. Im lateinischen Namen des Bekenntnisses, dem

„Nicaeno-Constantinopolitanum“ sind die Namen zweier türkischer Städte enthalten, Iznik, das alte Nicäa, wo 325 auf dem ersten ökumenischen Konzil die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater definiert wurde, und Konstantinopel, das heutige Istanbul, mit der großartigen Hagia Sophia, eine Basilika, die heute als Museum dient. In Konstantinopel sind die Gräber des heiligen Lukas und des heiligen Titus, und aus der Türkei stammen nicht wenige bekannte Heilige. Nikolaus aus Smyrna ist durch das Brauchtum vielleicht der bekannteste, aber auch von den 14 Nothelfern der Kirche hätten zehn heute einen türkischen Pass. Konstantinopel war tausend Jahre lang, bis zur Eroberung und Plünderung durch die Moslems im Jahre 1453, Hauptstadt des oströmischen Reiches; der heutige Patriarch der orthodoxen Kirche hat den Titel eines ökumenischen Patriarchen.

Der Besuch von Benedikt XVI. wird an diese große Vergangenheit anknüpfen und dadurch ein Licht in die Zukunft werfen. Rom geht es um die Einheit der Christen und auch um das Zeichen, dass man die christlichen Minderheiten in heute islamischen Ländern nicht vergisst. Diese Zukunft, und zwar nicht die ferne, sondern die nahe Zukunft, wird geprägt sein von der Auseinandersetzung mit dem Islam. In seiner Regensburger Vorlesung hat der Papst dem Islam eine Brücke gebaut, indem er ihm den Weg zu einer humanen Religion wies, eine Religion also, die der Vernunft als Weg zur Wahrheit verpflichtet ist und die deshalb auch die Gewalt ausschließt. Es ist die Brücke, die schon der vom Islam bedrängte und von Benedikt zitierte Kaiser Manuel II. in seiner Frage aufzeigte. Der rhetorische Charakter dieser Frage (siehe Fels 10/2006, S.290) schließt die Reformfähigkeit des Islam und der Muslime aus. Dieser Ansicht ist Benedikt XVI. offenbar nicht. Im Gegenteil, er glaubt daran, dass die Zukunft friedlich, gut und human sein kann, wenn alle den Frieden als oberste Maxime – und als Ergebnis der Wahrheit – erkennen. Dies auch den Gastgebern bei seinem Türkei-besuch deutlich zu machen und dabei auch die gegenwärtigen politischen Hintergründe im Auge zu behalten, darin besteht die Gratwanderung dieser Pilgerreise. □

□ Ganz wichtig ist natürlich die Kontaktadresse für Besucher der Webseite, die einfach mehr wissen wollen.

Solche und ähnliche Webseiten finden sich häufig im Internet.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie viele Türken den Weg auf diese türkischen katholischen Webseiten finden. Sei es entweder durch einfaches Stöbern im Internet oder durch die Eingabe bestimmter Begriffe in die sog. Suchmaschinen. Dabei reichen schon Begriffe wie z.B. Isa (Jesus) oder Meryem Ana (Mutter Maria), um auf entsprechende Webseiten zu gelangen. So werden solche Webseiten unversehens zur Anlaufstelle für Menschen auf der Suche nach Christus.

Die innere Not und das Bedürfnis Gott zu finden ist manchmal so groß, dass der einzige Ausweg eine Nachricht an einen völlig Fremden ist, dessen E-Mail Adresse sie auf eben dieser Webseite gefunden haben. Manchmal ist das sogar die einzige Möglichkeit für Türken in der Türkei, mit türkisch sprechenden Christen in Kontakt zu kommen. Darum ist die Nennung von Kontaktadressen auf diesen Webseiten ganz besonders wichtig.

Es herrscht oft ein reger Mailwechsel zwischen den christlichen Türken, die nach Antworten suchen, und denen, die ihnen engagiert und verantwortungsvoll Hilfestellung geben.

Viele (noch) nicht getaufte Menschen, die sich von Jesus und der Kirche angezogen fühlen und nach mehr Informationen verlangen, nehmen den Kontakt auf.

Manche suchen nach Gemeinsamkeiten zwischen dem Islam und dem Christentum:

□ Ein westlich orientiertes Mädchen stellt die Frage: „Wird in der Bibel der Koran als das letzte [vom Gott gesandte] Buch akzeptiert? Und wenn der Koran das letzte Buch ist, warum glauben die Christen nicht daran?“

Andere haben sich bereits spezifisch mit dem Christentum auseinandergesetzt und haben ganz spezielle Fragen:

□ Ein Gymnasiast aus Istanbul fragt: „Wer ist eigentlich der Prophet Jesaja? Können Sie mir darüber etwas schreiben? Und noch eine Frage: Wie wird getauft und warum?“

Leider finden sich aber auch immer wieder Türken, die fälschlicherweise annehmen, eine Taufe würde die Immigration erleichtern – die also nur aus rein materiellen Gründen konvertieren möchten. Solche Kontakte brechen dann auch sehr schnell wieder ab.

Wegen der geringen Dichte an Gemeinschaften sind türkische konvertierte Christen in der Türkei oftmals sehr isoliert, auf sich allein gestellt und sehen sich zudem häufig mit Anfeindungen der Familie und der Gesellschaft konfrontiert.

Bedingt durch das Fehlen einer gewachsenen Gemeinde oder Familie, in der sie sich eingebunden und bestätigt fühlen, gibt es für sie in vielen Fällen keine Möglichkeiten direkte persönliche Kontakte zu Mitchristen zu pflegen oder gar regelmäßig gemeinsam die Eucharistie zu feiern.

Zudem wohnen viele weit verstreut in den unterschiedlichsten Ortschaften der Türkei. Nur die größeren Orte, wie z.B. Istanbul oder Izmir bilden kleinere Glaubens-Gemeinschaften.

An anderen Orten, wie z.B. in Trabzon (die Stadt erlangte eine traurige Berühmtheit durch die Ermor-

dung des Pfarrers Andrea Santoro), ist die Gemeinde noch so klein und so hungrig auf christliche Gemeinschaft, dass Protestanten, Orthodoxe und Katholiken sogar gemeinsam den Gottesdienst feiern.

Die einzige Möglichkeit Verbindung zu anderen Mitchristen zu halten, besteht oft nur durch die Nutzung des Internets. Türkischsprachige christliche Webseiten sind daher sehr häufig Angelpunkt und Bindeglied zu anderen türkischen Mitschwestern und Mitbrüdern. Die Freude ist jedes Mal sehr groß, wenn wieder ein türkischer Christ in die kleine virtuelle Gemeinschaft gefunden hat, und es werden gerne regelmäßig E-Mails miteinander ausgetauscht.

Auf diesem Wege gehen auch häufig Erlebnisberichte von Katechumenen ein, wie dieser zu Herzen gehende Bericht eines jungen Türken:

□ „Gestern Abend habe ich zum ersten Mal an der heiligen Messe teilgenommen [...] Bitte glauben Sie nicht, dass ich jetzt übertreibe, aber ich habe wie auf Wolken geschwebt. Es war auf einem kleinen Platz. Wie würde ich mich wohl in einer großen Kirche fühlen? Durch die Gnade des Herrn habe ich eine Freude erlebt, die ich mit nichts vergleichen kann.“

Die Webseiten der türkischen Konvertiten, aus rein privater Initiative entstanden, sind ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie sich das Medium Internet für die Bildung virtueller christlicher Gemeinschaft nutzen lässt – ganz unabhängig von der örtlichen Nähe zueinander. Das Internet ist zwar kein Ersatz für die persönliche Begegnung oder das persönliche Gespräch, aber es lassen sich trotzdem vertrauensvolle Beziehungen aufbauen, um suchenden Menschen auf dem Weg zu Gott hilfreich beizustehen – oder sei es auch nur, um einen steten Kontakt zu anderen Mitchristen zu halten.

Die kluge Nutzung des Internets bietet ein großes Potential als Instrument der Evangelisation, so wie auch zur Betreuung türkischer Konvertiten. Die Chance ein solches Netzwerk türkischsprachiger Christen aufzubauen, sollte unbedingt auch von offizieller Seite genutzt und auf keinen Fall vertan werden. □

Die Mission – eine Forderung der Katholizität der Kirche

Der Missionsauftrag. „Zu den Völkern von Gott gesandt, soll die Kirche das allumfassende Sakrament des Heils sein. So müht sie sich gemäß dem innersten Anspruch ihrer eigenen Katholizität und im Gehorsam gegen den Auftrag ihres Stifters, das Evangelium allen Menschen zu verkünden“ (AG 1): „Geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,19-20).

Quelle: KKK 849

Was unsere Kinder im Deutschunterricht lesen müssen

Anmerkungen von Fritz Poppenberg zu „Andorra“ von Max Frisch

Kürzlich gab es folgenden Dialog zwischen mir und meinem 14-jährigen Sohn:

Vater: „Was gibt es Neues in der Schule?“

Sohn: „Ach, eigentlich nichts.“

Vater: „Mmmhh. Und was macht ihr gerade in Deutsch?“

Sohn: „Auch nichts besonderes.“

Vater: „Mmmh. Lest ihr irgend etwas?“

Sohn: „Ja, so'n Mist – total langweilig.“

Vater: „Mmmh. Wie heißt der Mist?“

Sohn: „Andorra“.

Vater: „Habe ich nicht gelesen.“

Sohn: „Da hast Du nichts versäumt!“

Am nächsten Tag ging ich in die Bibliothek, lieh mir „Andorra“ von Max Frisch aus und begann zu lesen.

„Andorra“, ein kleines Phantasie-land (es soll laut Autor mit dem Kleinstaat Andorra nichts zu tun haben), wird vom mächtigen jüdenfeindlichen Nachbarland bedroht, der Einmarsch der Feinde steht unmittelbar bevor.

Das Problem der Andorraner ist ein in ihrer Mitte lebender Jugendlicher, der „Jud“. Um mit der drohenden Besatzungsmacht nicht in Konflikt zu geraten, stoßen die Andorraner den „Jud“ Zug um Zug aus ihrer Gemeinschaft aus und bereiten so seine Vernichtung vor.

Auffällig ist, dass Frisch, abgesehen vom „Jud“ und seiner Familie, alle Andorraner als heuchlerisch, verräterisch oder verbrecherisch erscheinen lässt. Und das Ende des Theaterstückes – der „Jud“ wird zur Tötung abgeführt, sein Vater begeht Selbstmord und die Freundin/Schwester des „Jud“ wird vergewaltigt und endet im Wahnsinn – ist ohne jede Hoffnung.

Nun gibt es bekanntlich in Literatur, Film und Fernsehen jede Menge Abgründiges und Perverses, und obwohl

mit Preisen und Auszeichnungen prämiert, bleibt es doch in der Regel aus dem Deutschunterricht unserer Schulen verbannt. Das erstaunlich wirklichkeitsfremde und extrem nihilistische „Andorra“ dagegen macht hier offensichtlich eine Ausnahme. Sicher, wenn der Unterricht das Korrektiv der Wirklichkeit gegen die Verzerrungen des Lesestücks halten würde, wäre gegen „Andorra“ absolut nichts einzuwenden. Es wäre sogar zu begrüßen, wenn der Erkenntnisprozess nicht beim Urteil „unglaublich“ stehen bliebe, sondern auch den verborgenen Motiven und dramaturgischen Methoden des Autors nachspüren würde, Tricks, die zu durchschauen für unsere Jugendlichen ein echter Gewinn wäre – und einen aufregenden Unterricht garantieren würde.

Nichts davon in der trüben Realität des Deutschunterrichts!

Denn als mein Sohn und einige andere Schüler auf die krasse Unglaubwürdigkeit des Stückes hinwiesen, vor allem darauf, dass es sehr wohl zahlreichen Widerstand gegen Verfolgung gegeben habe, verwässerte der Lehrer, Generation 68, die Berechtigung der Einwürfe und würgte sie schließlich ab.

Tatsächlich könnte man „Andorra“ – wäre es literarisch von Rang – als eine Beleidigung der vielen mutigen Menschen auffassen, die unter Einsatz ihres Lebens gegen das totalitäre Regime agiert haben und bei Frisch nicht vorkommen. Doch „Andorra“ ist lediglich ein hölzerner Text mit gestelzten Sätzen, ein Theaterfossil des letzten Jahrhunderts, künstlich durch Kultursubventionen am Leben gehalten. Das Ding wäre also nicht der Rede wert, käme beim Lesen nicht der schreckliche Verdacht auf, dass Frisch ganz bewusst, aber gut getarnt, gerade diejenigen Repräsentanten des Bürgertums der Beihilfe zum Mord anklagt, aus deren Reihen tatsächlich eine

große Zahl von Helfern und Rettern hervorgetreten ist.

Nach Frischs düsterer Lesart sind das Unternehmertum, die Armee, die Intelligenz und die Geistlichkeit allesamt Verräter der eigener Ideale und aus Feigheit jederzeit bereit, den Angehörigen einer Minderheit, in diesem Fall den „Jud“, ans Messer zu liefern.

Ein kurzer Blick in meine eigene, keineswegs ungewöhnliche Familiengeschichte macht deutlich, wie sehr Frisch mit dieser Behauptung der Wirklichkeit Gewalt antut:

Mein Opa war Anfang der 40er Jahre Direktor eines Berliner Güterbahnhofs. Als er sich für einen seiner Mitarbeiter, einen Juden, einsetzte, verlor er seinen Posten und wurde auf einen winzigen Bahnhof nach Schlesien zwangsversetzt, wo er beim Einmarsch der Russen mit knapper Not dem Tod entging.

Der Großvater meiner dänischen Frau verweigerte als Polizist der deutschen Besatzungsmacht den Dienst und ertrug die Hölle der KZs von Neuengamme und Buchenwald.

Übrigens ist Dänemark als kleines Nachbarland des nationalsozialistischen jüdenfeindlichen Deutschlands gut mit Frischs „Andorra“ vergleichbar. Auch in Dänemark gab es Juden, auch in Dänemark gab es Soldaten, Tischler und Pfarrer, wie im Theaterstück. Doch im Gegensatz zu Frischs herzlosen literarischen Gliederpuppen waren die Dänen aus Fleisch und Blut und brachten alle Juden des Landes unter Einsatz des eigenen Lebens in Sicherheit.

Tausende von mutigen Menschen, so ist die vielfach dokumentierte Wahrheit, die gegen „Andorra“ spricht, haben unter Einsatz ihres Lebens Juden geholfen zu überleben.

Es ist aufschlussreich zu sehen, was Frisch in „Andorra“ aus diesen mutigen Menschen macht:



Max Frischs Hauptangriff ist nicht gegen den jüdenfeindlichen deutschen Nationalsozialismus gerichtet.



Der Großvater meiner dänischen Frau musste ins Konzentrationslager

Gleich auf der ersten Seite präsentiert uns Frisch den Soldaten, dem er im weiteren Verlauf der Ereignisse Eigenschaften wie Aufsässigkeit, Trunksucht, Ungerechtigkeit, Aggressivität, Vergewaltigung und schließlich Landesverrat andichtet.

Auf der zweiten Seite lässt Frisch den Tischler auftreten, dem er Feigheit, Geldgier und Ignoranz anhängt. Den Tischlergesellen lässt Frisch gnädig mit beru ichem Versagen, Verlogenheit und Verrat davon kommen.

Auf Seite drei lernen wir Max Frischs Zerrbild des Paters kennen, einen kirchlichen Schwätzer.

Es gibt noch einige weitere Negativfiguren in „Andorra“, doch die drei hier erwähnten sollen genügen, um zu

verstehen, gegen wen Frisch seinen Hauptangriff vorträgt. Es geht nämlich nicht gegen den jüdenfeindlichen deutschen Nationalsozialismus und wohl kaum gegen Antisemitismus, nein, es geht, wie schon angedeutet, gegen das Bürgertum.

Von Frisch erfahren wir natürlich nicht, dass der Soldat und damit die Armee in der bürgerlichen Gesellschaft Wehrhaftigkeit in einem durchaus positiven Sinn bedeutet und zudem in aller Regel staatliche Souveränität garantiert, und wir erfahren auch nichts über den mutigen Widerstand, der aus den Reihen der Armee kam.

Ebenso erfahren wir in seiner Darstellung des Tischlers nichts über die substantielle Bedeutung des europä-

ischen kleinen und mittleren Unternehmertums für unsere Kultur mit seiner enormen Anziehungskraft auf Millionen Menschen anderer Erdteile. Dagegen ist Frischs Karikatur auf das Bürgertum geeignet, den orientierungslosen Leser zu vereinnahmen und zu einem Parteigänger totalitärer Regimes (wie zum Beispiel sozialistischer Diktaturen) zu machen, deren Apparatschiks aus gutem Grund die Kreativität und Vitalität bürgerlicher Unternehmer fürchten und bekämpfen.

Und schließlich die Geistlichkeit:

Nur ein Ignorant wie Frisch bringt es fertig, den großartigen geistig-kulturellen Einuss der Verbindung von Hellenismus und Christentum auf die europäischen Völker zu leugnen und auf eine abstoßende Figur zu reduzieren, wie sie der Pater in „Andorra“ darstellt.

Im Gegensatz zu Frischs Pater, der nicht für den verfolgten „Jude“ eintritt und seine Feigheit hinter Geschwätz verbirgt, sind während der Zeit des Nationalsozialismus unzählige Kirchenleute für Verfolgte eingetreten. Erinnerung sei hier nur an Bischof von Galen, der durch seinen Mut den Abbruch der so genannten T-4-Aktion bewirkt hat und damit Zehntausende Menschenleben retten konnte.

Inzwischen liegt das Ergebnis von Untersuchungen über Opfer- und Hilfsbereitschaft vor, das deutlich sagt, dass in Deutschland die überwiegende Anzahl von echter Hilfe unter Einsatz des eigenen Lebens nicht aus politisierten „antifaschistischen“, sondern aus religiös orientierten Bevölkerungskreisen kam.

Die Überlebensgeschichte der Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch, mag als Beispiel dienen: es war die katholische Hausangestellte der jüdischen Familie, die die zehnjährige Charlotte in ihrem Elternhaus, einem fränkischen Bauernhof, unter Lebensgefahr aufnahm und als eigenes uneheliches Kind ausgab.

Überall werden solchen mutigen Menschen Denkmäler gesetzt, Straßen nach ihnen benannt und Bücher geschrieben, doch in „Andorra“ sind sie der Selektion des Autors zum Opfer gefallen.

Obwohl „Andorra“ also das Licht der Wirklichkeit scheuen muss, um bestehen zu können, feiert es seit

seiner Uraufführung 1961 Triumphe: Alle großen Bühnen Deutschlands und der Schweiz haben es gespielt, Millionen Schüler mussten und müssen es im Deutschunterricht durchkauen, aber eine kritische Auseinandersetzung mit dem fragwürdigen Stück sucht man vergebens.

Dabei wäre es im Rahmen der Schule ein Leichtes, den Schülern die empörende Einseitigkeit des Textes zu vermitteln – es müsste dafür lediglich im fakten- und datenorientierten Geschichtsunterricht durchgenommen werden.

Aber selbst im Deutschunterricht könnte „Andorra“ ein echter Gewinn für die Schüler sein, nämlich dann, wenn die dramaturgischen Methoden Frischs nicht ausgespart bleiben würden.

Die Aufmerksamkeit könnte auf die merkwürdige Tatsache gelenkt werden, dass nur den „Guten“ ein familiärer Hintergrund und andere positive soziale Attribute zugestanden werden, die „Bösen“ bleiben isolierte Figuren ohne menschliches Gesicht. Die Frage könnte zudem gestellt werden, ob derartige Manipulationen nicht eher zum Instrumentarium politischer Propagandaliteratur mit Verführungsabsicht gehören und keineswegs zu guter Literatur.

Zum Beispiel gibt Frisch der jungen Barblin und dem „Jud“, also den Hauptcharakteren, in etwa das gleiche Alter wie es die jugendliche Leserschaft hat und stellt zudem eine Liebesbeziehung zwischen ihnen her, also starke Gefühle, die er freilich den negativen Figuren verweigert. Man stelle sich vor, dass der Soldat ebenfalls eine zarte Liebesbeziehung zu einem Mädchen hätte, was bei Soldaten aus der Realität ab und zu vorkommen soll und man stelle sich, durchaus nicht unrealistisch, ferner vor, dass der Soldat dem „Jud“ zur Flucht verhilft.

Das Stück erführe eine wesentliche Veränderung, Vorbildliches Handeln wäre erkennbar, Hoffnung keimte auf und Identifikation mit einer konstruktiven Lösung.

Doch Frisch, das ist unübersehbar, will keine Hoffnung.

Mit der Figurenkonstellation Barblin-„Jud“ schleicht sich Frisch in die altersspezifische Problematik seiner jugendlichen Leserschaft ein. Auch die kennt das Empfinden, von



Frisch schleicht sich in die altersspezifische Problematik unserer Jugendlichen ein und versucht die positive Bedeutung von kultureller Verwurzelung zu zerstören.

der Welt getrennt und unverstanden zu sein und weiß um die berechtigte Furcht, auf der Suche nach einem Erfolg, nach Identität und Liebe scheitern zu können.

Ist die emotionale Identifikation erst einmal hergestellt, folgt der zweite Schritt in die Unmündigkeit: die frisch gebackenen Parteigänger des (irrationalen) Modells „Andorra“ werden nun zunehmend unaufmerksam für die Fragwürdigkeiten des Textes, wobei die Reihe der bereits erwähnten mit leichter Hand verlängert werden kann:

- In „Andorra“ gibt es, einzigartig in der Menschheitsgeschichte, keine Obrigkeit, ein Umstand, der leicht mit Frischs gestörtem Verhältnis zur lebendigen Wirklichkeit zu erklären ist. Daraus ein Beispiel: Als die deutsche Besatzungsmacht von den dänischen Behörden die Kennzeichnung der Juden verlangte, lehnte der dänische König ab und erklärte: „Ich bin der erste, der sich den Judenstern anheftet!“

- In „Andorra“ verleugnet der Vater ohne Not seinen Sohn und gibt ihn als jüdisches Findelkind aus, eine Konstruktion, die an Unglaubwürdigkeit kaum zu überbieten ist.

- In „Andorra“ sind ausnahmslos alle Erwachsenen unfähig oder „böse“, eine Darstellungsweise, die natürlich mit den guten Beziehungen, die reale Jugendliche vielfach zu Erwachsenen haben, nicht in Einklang zu bringen ist.

Doch Frischs Methoden sind raffiniert und nicht so einfach zu durchschauen. Den Amtsarzt, ein weiterer Andorraner, lässt Frisch Werte wie Heimat, Verwurzelung und Vaterland preisen, doch wenig später gegen Juden hetzen. Die jugendlichen Leser lehnen natürlich den Amtsarzt deshalb berechtigt ab. Aber da sie emotional vereinnahmt sind, lehnen sie ebenfalls alles das ab, was er Positives über Heimat und Verwurzelung sagt – auch wenn das Werte sind, die sie unbedingt für den Aufbau ihres Selbstwertgefühls und ihrer Identität benötigen.

„Andorra“ tritt wie ein Fremder, der seine Knochengestalt kaum verbirgt, in das Schulleben unserer Kinder. Doch die schließen nicht die Tür ab und rufen um Hilfe, denn sie sind bereits wehrlos gemacht worden, bevor der niederträchtige Geselle das Klassenzimmer betritt. „Max Frisch“ wird ehrfürchtig geraunt, „Andorra“ und „Antisemitismus“. Auf diesem Altar wird geopfert, was unsere Kinder zur nüchternen und gerechten Beurteilung der eigenen Geschichte benötigen.

Vater: „Ich habe übrigens „Andorra“ gelesen.“

Sohn: „Was?! Wirklich?! Das finde ich echt toll! Jetzt bin ich gespannt, was du dazu sagst!“

Wirklichkeit und Wirkweise des Bösen

Schluss

3. Klärung der Teufelsfrage mit Hilfe des schöpfungstheologischen und christologischen Kriteriums

Die Argumentation um die Personalität des Teufels soll nun in Hinblick auf die Gottesvorstellung und in Hinblick auf Person und Werk Jesu Christi fortgeführt und zu einem Abschluss gebracht werden. Wie die bisherigen Darlegungen zeigen, tangiert ein Seins- oder strukturmäßiges Verständnis des Bösen letztlich immer auch die Gottesvorstellung: Entweder muss es im Sinn des Dualismus zwei Prinzipien, ein gutes und ein böses, geben oder man sieht das Böse immer schon im Sein oder in der Absicht Gottes grundgelegt.

Für das stark monotheistisch geprägte Glaubensbewusstsein Israels kam ein Dualismus nicht in Frage. Woher kommt dann das Böse? Es gibt durchaus Schriftstellen, die es auf Gott zurückführen. H. Haag erinnert an Jes 45,6f. In 2 Sam 24,2ff heißt es ferner: „Aufs neue entbrannte der Zorn des Herrn wider Israel. Er reizte David gegen es auf und sprach: „Gehe hin, zähle die Israeliten und Judäer“. Als aber David entgegen der Warnung seines Heerführers die Volkszählung durchgeführt hatte, schlug ihm das Gewissen, da sie eine selbstherrliche Demonstration eigener Macht und ein Unglauben gegenüber Gott war, der allein ihm das Königtum, Macht und Sieg verliehen hat. Israel wird dafür mit einer Pest gestraft. Muss hier Gott nicht als grausamer Sadist erscheinen, wenn er selber zu einer bösen Tat reizt und dann dafür bestraft? Offensichtlich stieß man sich in Israel an dieser Formulierung, deshalb heißt es im späteren ersten Chronikbuch (21,1ff) zum selben Ereignis; „Satan reizte David“. Wie soll man diesen Widerspruch auösen?

H. Haag hält nun – offensichtlich aus seinem Vorverständnis heraus – 2 Sam 24 („Jahwe reizte“) für den gewichtigeren Text und die Version von 1 Chr 21 nun für einen Entschuldigungsversuch Israels, das Satan zum Sündenbock stempelte, wo es selber Schuld begangen hat. Satan ist also ein moralisches Alibi des Menschen, um seine eigene Verantwortlichkeit abzuschieben³¹. Wer jedoch in einer theologisch korrekten Weise die beiden Texte innerhalb des Rahmens des gesamten Offenbarungsgeschehens deutet, kommt zu einem umgekehrten Bild. In diesem Rahmen war Jahwe zunächst primär der Stammesgott Israels, das allmählich erfuhr, wie er sich stärker als die Götter Kanaans und – später – sogar stärker als die Gottheiten der östlichen Großreiche erwies. Erst dann wurde Israel klar, dass Jahwe Herr der gesamten Welt ist, alles geschaffen hat, und zwar – die Formulierung findet sich erst im sehr späten 2. Makkabäerbuch (7,28) – „aus nichts“. Erst unter der Voraussetzung, dass Jahwe der einzige ist und die Götter ein Nichts, kann sich die Frage nach der Herkunft des Bösen in aller Dringlichkeit stellen. Ferner wird im Neuen Testament die Offenbarung der Liebe und Güte Gottes und seines Willens, aus der Sünde zu befreien, so sehr gesteigert, dass sich mit ihm nichts Böses verträgt. Deshalb heißt es im 1. Johannesbrief (1,5): „Gott ist Licht, und Finsternis ist nicht in ihm“.

Je stärker nun im Verlauf der Heilsgeschichte die Einzigkeit und Liebe Gottes hervortraten, um so deutlicher wurde auch das Bild Satans. Ursprünglich gehörte er zum Hofstaat Gottes und fungierte als himmlischer Staatsanwalt, der die Taten der Menschen auskundschaftet und sie anklagt (vgl. Sach 3,1ff; Ijob 1,6ff). In der späteren jüdischen Zeit

wurde aus diesem Ankläger immer mehr ein Verführer und Anreger zum Bösen: Er ist es, der beim Sündenfall, beim Tanz ums Goldene Kalb, bei der Volkszählung das Volk und seine Häupter verführte, er ist der Urheber des Todes.³²

Insofern ist 1Chr 21 kein moralisches Alibi; nach den Worten des bekannten alttestamentlichen Exegeten G. von Rad bekundet diese Korrektur von 2 Sam 24 „eine geläuterte Gottesvorstellung“³³. Ganz allgemein lässt sich aus einer geläuterten Gottesvorstellung die schöpfungstheologische These ableiten, dass Gott nur einer ist, nichts Böses und Dunkles in sich birgt und dieses daher nicht will und erschafft; deshalb sind alle seine Geschöpfe in ihrem Sein gut. Insofern kann der Teufel als (gutes!) Geschöpf Gottes nicht das Böse, sondern nur der (nach eigenem Willen) Böse sein.

Die verschiedenen Teufelsauslegungen sind ferner am christologischen Kriterium zu prüfen. Das Neue

In der Kunstgeschichte wurde der Teufel meist hässlich dargestellt, um ihn von der Schönheit der Engel zu unterscheiden.

Gehörnter Teufel; Ausschnitt aus einer Darstellung in: Le grant calendrier et compost des Bergiers, Troyes, 1496



Testament ist von dem Gegensatz zwischen Satan und Jesus durchzogen. Satan ist der Fürst dieser Welt, der Jesus in der Versuchungsszene „alle Reiche des Erdkreises“ zeigt und geben will, wenn er ihn anbetet (vgl. Lk 4,5ff). Paulus nennt Satan in 2 Kor 4,4 den „Gott dieser Welt“, im Johannesevangelium findet sich der Ausdruck „Fürst dieser Welt“ mehrmals (12,31; 14,30; 16,11) und in der Apokalypse wird ständig der Kampf zwischen ihm und den Jüngern Christi geschildert. Jesus ist aber der Stärkere, der nach Mk 3,27 den Starken gefesselt hat und nun in sein Haus eindringt. Der Gegensatz zwischen Jesus und Satan wird gleich zu Beginn des

öffentlichen Wirkens Jesu geschildert; nach dem Versuchungsbericht heißt es deshalb: „Als der Teufel mit aller Versuchung am Ende war, ließ er von ihm ab bis zu gelegener Zeit“ (Lk 4,13); die gelegene Zeit kam am Ende des Lebens Jesu, als „Satan in Judas fuhr“ (vgl. Lk 22,3); nach Lk 10,18 ist Satan, der Ankläger, wie ein Blitz vom Himmel gefallen. Dem Ankläger Satan (vgl. Offb 12,10) steht der große Fürbitter Jesus Christus gegenüber (vgl. Lk 22,31f; Rom 5,33f). Der Fürst dieser Welt wird durch Jesus „hinausgeworfen werden“ (Joh 12,31). Der Gegensatz Jesus – Satan wird besonders an den beiden Zeichen der Apokalypse klar, die am Himmel erschienen sind: Die Frau, die mit der Sonne umkleidet und gesegneten Leibes war und der gewaltige Drachen (Offb 12,1ff). Christus ist jener, der die Dämonen austreibt und damit das Kommen des Gottesreiches und das Ende der Herrschaft des Teufels ankündigt: „Dazu erschien der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels vernichte“ (1 Joh 3,8).

H. Haag vertritt die Meinung, Jesus habe zwar an einen personalen Teufel geglaubt, aber diese Auffassung sei ebenso zeitbedingt gewesen wie das von ihm angenommene geozentrische Weltbild; man dürfe also auch den Teufel entmythologisieren. Dieser Meinung Haags ist aber entgegenzuhalten, dass die Teufelsgestalt innerhalb der Sendung und des Werkes Jesu keine belanglose Größe ist (wie die Geozentrik des Kosmos), sondern eine wesentliche und zentrale: Jesu Sendung zielte vor allem auf die Überwindung Satans. Wenn aber der Teufel nur eine Personifikation des Teufelischen wäre, hätte Jesus sich in einem zentralen Punkt geirrt, da er seine Sendung als Überwindung Satans zur Befreiung der Menschen verstand, in Wirklichkeit aber nur dem Bösen in sich selber widerstanden hätte. Der Erlöser von der Sünde hätte letztlich selber der Erlösung bedurft.

Nicht nur Christi Kampf, sondern auch der seiner Jünger richtet sich primär gegen den Bösen. So heißt es im Epheserbrief (6,11f): „Zieht an die Vollrüstung Gottes, damit ihr bestehen könnt gegenüber den Anschlägen des Teufels! Wir haben ja nicht gegen Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen die Mächte, gegen die Gewalt-

ten, gegen die Weltherrscher dieser Finsternis, gegen die Geister des Bösen im Reich der Himmel“. Gerade dieser Satz zeigt gegen die apersonale Auffassung des Bösen sehr deutlich, dass dieses nichts am Menschen ist. Ferner muss auch die Erfahrung der großen Heiligen berücksichtigt werden, die oft schwere Anfechtungen des Teufels erfahren haben. Kann man im Ernst behaupten, diese Menschen hätten nur das Böse an sich erlebt, wo sie doch grenzenlose Liebe und Güte ausgestrahlt haben?

Von den wenigen Möglichkeiten, den Teufel näher zu bestimmen, erweist sich demnach die personale Auffassung als die geeignetste.

III. Wirksamkeit und Wirkweise des Teufels

Bisher wurde die Frage besprochen: Wer oder was ist der Teufel? Jetzt lässt sich die weitere Frage angehen: Mit welcher Intensität, mit welcher Effizienz, in welcher Weise wirkt der Teufel?

1. Vorbemerkungen über die Grenzen der Erfassung des Dämonischen

Wer die Frage stellt, ob und wie der Teufel heute wirkt, wird sofort die Schwierigkeiten ihrer Beantwortung empfinden. Einmal lässt sich das Wirken geistiger Wesen nie so exakt nachweisen wie eine Ursache im empirischen Bereich. Auch Gottes Wirken in der Vorsehung lässt sich nicht empirisch fassen. Aber nicht nur die Immaterialität dieser Wesen erschwert ihre Erkenntnis, auch das Erkenntnisvermögen, der sensus des technisch-zivilisierten Menschen für die übernatürliche Welt scheint sich im Vergleich zu früheren Jahrhunderten stark zurückentwickelt zu haben. Missionare berichten dagegen noch häufig von der Stärke des Dämonischen bei Völkern Afrikas und Asiens. Aber die Schwierigkeiten für die Bestimmung und Festlegung des dämonischen Wirkens sind noch größer. Im ersten Teil wurde bereits gezeigt, dass keine der drei Quellen des Bösen (freier Wille, Erbsünde, dämonische Mächte) von der anderen isoliert werden und nie der konkrete Anteil einer Ursache an der bösen Tat bestimmt

Die Schrift bezeugt den unheilvollen Einuss dessen, den Jesus den „Mörder von Anfang an“ nennt (Joh 8,44) und der sogar versucht hat, Jesus von seiner vom Vater erhaltenen Sendung abzubringen. „Der Sohn Gottes aber ist erschienen, um die Werke des Teufels zu zerstören“ (1 Joh 3,8). Das verhängnisvollste dieser Werke war die lügnerische Verführung, die den Menschen dazu gebracht hat, Gott nicht zu gehorchen.

Quelle: KKK 394

werden kann. Im Übrigen ist gerade für den Teufel die Anonymität, seine Nichtfassbarkeit, charakteristisch, wie noch gezeigt werden soll. Endlich ist das Feld der Parapsychologie noch zu wenig bebaut. Schließlich sei noch vor der schrecklichen Möglichkeit gewarnt, bei einer übereilten Lokalisierung des Teufels einen Menschen für besessen zu erklären; die Erfahrungen der Geschichte mahnen zu äußerster Vorsicht.

Alle diese Überlegungen könnten den Schluss nahelegen: Der Teufel existiert, aber sein Wirken lässt sich nicht von anderen Wirkfaktoren unterscheiden. Aber gerade dieser Schluss ist unannehmbar, denn die Existenz unsichtbarer geistiger Kräfte kann nur aufgrund ihres Wirkens behauptet werden. Deshalb muss mit viel Behutsamkeit, mehr in hinweisenden Fragen als in dezidierten Thesen, das Problem der Wirksamkeit des Teufels angegangen werden.

2. Der Rahmen der Wirkmöglichkeit des Teufels

Die energische Behauptung der Existenz des Teufels entspringt nicht, wie klargeworden sein dürfte, einem besonderen Interesse an seiner Existenz, sondern will von Gott und vom Menschen her den Weg für eine vertrauende und zuversichtliche Grundeinstellung freimachen, der bei einer ontischen oder strukturellen Interpretation verschlossen bleibt. Des Weiteren soll nun gezeigt werden, dass die Wirkmöglichkeiten des Teufels begrenzt sind, obwohl er der

mächtige Gegenspieler Christi und seiner Jünger bleibt.

Die Möglichkeiten des Teufels sind in sich schon beschränkt: Er ist nicht allmächtig und allgegenwärtig wie Gott. Zudem besitzt er nicht die Fähigkeit zum Konstruktiven und Schöpferischen; insofern gelingt ihm nie ein Ja, sondern nur das Nein als Reaktion zu einem vorausgehenden Ja.

Seine Macht ist jedoch auch vom Menschen her begrenzt, und zwar einmal an der prinzipiell guten Seinsverfassung des Menschen, die an sich immer zum Guten strebt, dann am freien Willen; ihn muss auch der Teufel achten, wenn sogar Gott die Freiheit nicht einschränkt. Ferner kann der Teufel nicht das Innerste des Menschen von innen heraus ergreifen und durchwirken wie die schöpferische Ursächlichkeit Gottes. Der Teufel wirkt deshalb immer „von außen“³⁴. Aus diesem Grund kann man auf den Teufel nicht, wie häufig beargwöhnt wird, die eigene Verantwortung und Schuld abwälzen. Im Übrigen sei vermerkt, dass die Verfechter einer apersonalen Teufelsauffassung ihrerseits die Schuld ebenso abwälzen, nämlich auf die Natur und Gott, bzw. verniedlichen. Die Gegner einer personalen Interpretation verhalten sich also nicht besonders kritisch gegen die eigene Position. Auch in Hinblick auf das Phänomen der Besessenheit gilt, dass böse Geistmächte keinen wesentlich stärkeren Einuss ausüben

können, als sie im zwischenmenschlichen Bereich möglich sind. Allerdings gibt es auch hier innere Abhängigkeit, Hörigkeit und masochistische Selbstauslieferung. Mit anderen Worten: Wo der Mensch sich diesen Mächten öffnet, kann es gefährlich werden.

Die dämonischen Mächte wurden ferner durch das Wirken Jesu Christi eingeschränkt. Er hat den „Fürsten dieser Welt hinausgeworfen“ (Joh 12,31), ist als der Stärkere gekommen und hat ihn überwältigt (vgl. Lk 11,22), hat seine Werke vernichtet (vgl. 1 Joh 3,8). Freilich gilt für diese Tat Christi dasselbe wie für das übrige Heilsschaffen, nämlich das prinzipielle „Schon“ und das universale „Noch nicht“. Wie durch Jesu Tod und Auferstehung Sünde und Tod grundsätzlich überwunden sind, aber dieser Sieg für die Gesamtheit noch bis zum jüngsten Tag aussteht, so ist auch der Teufel durch Jesu Sühnetat und Gehorsam bis zum Tod prinzipiell entmachteter, auch wenn er noch wirken kann. Zwischen Jesu Himmelfahrt und seiner zweiten Ankunft ist eine Zwischenzeit, in der der alte, prinzipiell überwundene und der neue, siegreiche Äon gleichzeitig am Werke sind. Aber diese Gleichzeitigkeit führt nicht zu einer gegenseitigen Neutralisierung und Lähmung, wie bei der Gnosis, sondern zu einer Scheidung und Exponierung beider Kräfte.

Die Situation der Zwischenzeit wird besonders in der Apokalypse

geschildert. Im 12. Kapitel wird von den zwei Zeichen am Himmel gesprochen, der Frau und dem Drachen; ein Kampf zwischen Michael mit seinem Anhang und dem Drachen mit seinem Anhang entsteht. Dann heißt es wörtlich: „Gestürzt wurde der große Drache, die alte Schlange, die den Namen Teufel und Satan trägt, der den ganzen Erdkreis verführt, er wurde hinabgestürzt auf die Erde, und seine Engel wurden mit ihm gestürzt. Und ich hörte eine laute Stimme im Himmel rufen: Jetzt ist gekommen das Heil und die Kraft und das Königtum unseres Gottes und die Macht seines Gesalbten; denn gestürzt ist der Ankläger unserer Brüder, der sie verklagte vor unserem Gott Tag und Nacht. Sie besiegten ihn kraft des Blutes des Lammes und kraft des Wortes ihres Zeugnisses und sie hingen nicht an ihrem Leben – bis in den Tod. Darum jubelt, ihr Himmel, und alle, die darin wohnen! Wehe aber der Erde und dem Meer; denn hinabgestiegen ist zu euch der Teufel voll grimmigen Zornes; er weiß, dass er eine kurze Frist hat“. Diese Stelle gibt den Inhalt der gesamten Apokalypse in verdichteter Form wieder. Sie spricht vom Sturz Satans und von der Macht Gottes und seines Gesalbten. Grundsätzlich, d.h. im Himmel, ist alles entschieden. Aber auf der Erde verstärkt sich der Kampf gerade deshalb; denn der auf die Erde gestürzte Drache weiß, dass er nur noch kurze Zeit hat; ein getroffenes Tier ist gleichsam am gefährlichsten. Den Ingrim des Drachens haben besonders die „Brüder“ zu spüren. Aber sie besitzen „kraft des Blutes des Lammes“ die Kraft zum Zeugnis und zur Treue bis zum Tod. Später ist in der Apokalypse die Weltstadt Babylon geschildert, eine selbstbewusste, mächtige, reiche, ihre ewige Jugend beschwörende, der Ausschweifung ergebene Stadt, eine „Behausung der Dämonen“ (18,2). In ihrer Selbstherrlichkeit fühlt sich diese Weltmacht von den Märtyrern, die auf Gott vertrauen, herausgefordert und wird „trunken vom Blut der Zeugen Jesu“.

Jedoch die große Weltmacht kann die Märtyrer nicht bezwingen; sie sind „kraft des Blutes des Lammes“ stärker als alle Macht und Verführung der Welt. Sie beten das Tier nicht an (Kap. 13). So weiß Satan, dass er besiegt ist, verschärft aber seine Angriffswut; die



„Die Versucheung des hl. Antonius“ auf dem Isenheimer Altar von Matthias Grünewald

Niederlage Satans und der Sieg Christi wird zwar erst am Ende allgemein offenbar, aber im Märtyrer wird der endgültige Sieg Christi über den Widersacher jetzt schon gegenwärtig³⁵. Dem „Fürsten dieser Welt“ steht also sein Besieger gegenüber.

Diese Scheidung führt in der Zwischenzeit zu einem Hervortreten der dämonischen Mächte, aber zugleich zu einer Entdämonisierung. Hat die christliche Botschaft nicht von vielen Mächten und Gewalten befreit, die bei den Sekten Südamerikas und den heidnischen Religionen aufgetreten sind? Ist aber die Befreiung eine endgültige? Gibt es nicht nach wie vor ein dämonisches Wirken, vielleicht sogar in verstärkter Weise?

3. Die Wirkweise

Um die Wirkweise des Teufels zu bestimmen, kann man einmal die These aufstellen: Er wirkt so, wie er ist. Aber wie und was ist er? Er ist ein personales Wesen; daraus ergibt sich, dass er nicht in der Weise eines starren Gesetzes wirkt, sondern gegenüber den verschiedenen Situationen reaktionsfähig ist. Ferner ist er ein dem Sein nach gutes Geschöpf, dessen Wille aber nicht der guten Seinsanlage entsprechend, sondern ihr zuwider handelt. Zum Vergleich diene ein Mensch, dessen schönes Gesicht noch geahnt werden kann, aber durch ein Leben in Ausschweifung und Leidenschaft völlig entstellt, verzerrt, ausgebrannt und leer geworden ist. In diesem Sinn kann man mit J. Ratzinger sagen: Der Teufel ist nicht Person, sondern Un-Person, Zerfall des Personseins, er tritt ohne Gesicht auf, in Antlitzlosigkeit und Anonymität. Die eigentliche Stärke des Teufels ist seine Unkenntlichkeit. Wenn Personalität die Fähigkeit zur Liebe, zur Mitteilung und zur Selbsthingabe (an andere Geschöpfe, an Gott) bedeutet, so fehlt gerade diese Fähigkeit der antlitzlosen Unperson endgültig.

In dieselbe Richtung weisen die Ausdrücke, mit denen H. Urs v. Balthasar das Reich des Bösen in der Dichtung Bernanos³⁶ beschreibt. Die Hölle bedeutet nach dem „Tagebuch eines Landpfarrers“: Nicht-mehr-lieben, nicht-mehr-verstehen, dennoch leben ... Das unvorstellbare Unglück dieser brennenden Steine, die einst

Menschen waren, ist „dass sie nichts mehr zu teilen haben“. Das Reich des Bösen besagt „Zersetzung und Auflösung ins Anonyme“. H. Urs v. Balthasar spricht von der Gegenwart des „formlosen Unwesens“, vom „Entwesentlichungsvorgang“ und vom „Zusammenbruch der Personfassade“ beim Versinken in der Hölle. Bernanos gebraucht das Bild vom Griff nach dem Revolver, um sich zu töten; aber dieser will sich nicht entladen. In diesem Sinn ist der Teufel das anonyme, nie fassbare, zersetzte Wesen, das deshalb auch nur so wirken kann, wie es ist; zersetzend, auösend, verneinend. In der Schrift tritt der Teufel als Ankläger (vgl. Offt 12,10; Ijob 1,6ff; Sach 3,1ff) auf, der das Gute bezweifelt und verneint.

Der Wesensvollzug des Engels, Gott als den Schöpfer zu loben und darin eigene Erfüllung zu finden (wie man eben nie durch Selbstgenuss, sondern nur im liebenden und anerkennenden Offensein wahre Freude erlebt), ist blockiert, so dass nur mehr kritisch aggressive Ablehnung als einzige „Bezugsweise“ übrig bleibt. In den johanneischen Schriften verschärft sich diese Anklage zur gnostischen Leugnung der guten Qualität der Schöpfung. Diese Leugnung ist das Werk des Antichristen, während der wahre Christus diese Welt mit der Annahme der menschlichen, leiblichen Existenz bejaht hat. Entsprechend zeigt sich der wahre Glaube in dem Bekenntnis, dass der Sohn im Fleisch erschienen ist, und in der Bruderliebe, während der Gnostiker die Menschwerdung verneint und den liebenden Einsatz schuldig bleibt. Diese Haltung wird im 1. Johannesbrief auf den Teufel oder Antichristen zurückgeführt.

Jean-Luc Marion macht in seiner Darlegung „Das Böse in Person“ auf die heute verbreitete Anklage mentalität aufmerksam, die immer Schuldige braucht und findet und sich rächen will; diese Rachehaltung führe bis



Tintoretto „Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan“, Staatliches Kunstmuseum Dresden

zum Selbstmord. Auch bei der Ursünde hat jeder den anderen beschuldigt: Adam die Eva, Eva die Schlange. Das Mittel dagegen ist nach Marion die Annahme der Schuld³⁷: „Das einzige Mittel, das Böse in seiner Logik nicht zu verewigen, bestünde gewiss darin, sein Leiden zu behalten, es ‚sitzen zu lassen‘, so wie man einen gefälschten Geldschein behält, statt zu versuchen, ihn bei einem anderen, Ahnungslosen, loszuwerden. Wenn das Böse kraft seiner Weitergabe besteht, kann es nur durch Behalten ‚amortisiert‘ werden. Dreierlei wird daraus ersichtlich: Wie Christus das Böse dadurch besiegt, dass er es bis zum Tod auf sich sitzenlässt, so müssten seine Nachfolger Böses erleiden, ohne sich zu rächen, also leiden gleich als wären sie Schuldige. Sodann: Wer sich entschuldigt, kann es nur tun, indem er einen anderen anklagt“.

Zweifelloos kennzeichnet diese Anklage mentalität unsere Zeit. Man klagt überall an: Die anderen Menschen, die verschiedenen Institutionen, Gott. Die Anklage geht über in gewaltsame Zerstörung und Terrorismus. Sogar das eigene Leben wird nicht mehr bejaht, weshalb die Selbstmordzah-

len steigen. Zudem fehlt der Kritik häufig der Wille zur aufbauenden Weltgestaltung. Die Liebe als heilendes Annehmen der Welt und des Nächsten wird von vielen nicht angestrebt: Man bleibt bei der Verneinung und gefällt sich in ihr. Hält man Annahme und Liebe im Sinn vom 1. Johannesbrief oder von 1 Kor 13,4f aus „metaphysischen“ Gründen für unmöglich, wie der Gnostiker, der gut und böse als seinsmäßig verwoben empfand und deshalb nichts gegen das Böse tun zu können glaubte? Auf alle Fälle ergeben sich zwischen der alten Gnosis und der apersonalen Teufelsinterpretation von heute und der Anklagementalität auffällige Parallelen. Ist nicht vielleicht sogar das verneinende, den Teufel als das Teufliche interpretierende Anklagen der Natur, der Schöpfung und schließlich Gottes ein Zeichen für das anonyme, Schuld immer weitergebende Wirken des Teufels, wo man nie einen Schuldigen findet?

Demgegenüber gibt der gläubige Christ ein Zeugnis von der guten Schöpfung, indem er nicht immer Schuld weitergibt, sondern sich verantwortlich für das mögliche und erreichbare Gute weiß, bzw. für Missstände auch bei sich selbst Schuld sucht. Wer so sich selber anklagen kann, gesteht trotz des Versagens die Möglichkeit des Guten ein und bekennt sich damit zur guten Qualität der Schöpfung. Der Christ weiß sich aufgrund der Menschwerdung des Gottessohnes und angesichts seines Sterbens selber angenommen, bejaht, ertragen und geliebt. Gerade der Märtyrer bezeugt, und zwar im Leiden, die gute Qualität der Welt

Gottes³⁸. Während einerseits erklärt wird, nach Auschwitz könnte man nicht mehr an Gott glauben, setzen Märtyrer wie P. Kolbe oder Edith Stein aller Anklagementalität zuwider ein Zeugnis der Liebe und der Hoffnung.

Was die Wirkweise der Dämonen betrifft, fehlt die passende Kategorie. H. Schlier fasst den Befund des Neuen Testaments in folgende Worte: „Die vielfältigen Mächte, die doch immer nur die eine satanische Macht entfalten, begegnen jeweils als eine Art personalen Wesens von Macht. Im Begriff ‚Wesen‘, das sozusagen maskulinisch und neutrisch, substantivisch und verbal zu verstehen ist, kann man das Phänomen rein formal am ehesten erfassen. Diese Mächte ‚wesen‘ darin, dass sie sich der Welt im ganzen und im einzelnen, der Menschen, der Elemente, der politischen und gesellschaftlichen Institutionen, der geschichtlichen Verhältnisse und Situationen, der geistigen und religiösen Strömungen bemächtigen, und zwar prinzipiell und vorwiegend auch aktuell von der ‚Atmosphäre‘ her, die ihr nächster Herrschaftsort ist“³⁹. Um dieses Atmosphärische näher zu erklären, sei erinnert, dass zum interpersonalen Geschehen nicht nur ein „Ich“ und „Du“ gehören (also die Personkerne, die auch der Teufel nicht ausschalten kann), sondern auch noch ein „Zwischen“. Der Soziologe Berger⁴⁰ meint wohl dasselbe, wenn er von „Gerüchten“, vom „Zeitgeist“ spricht, der nie den Einzelnen zwingt, aber möglicherweise sehr stark beeinflusst (vgl. destruktive politische Ideologien, die „Mode“).

Auch die Dichtung hilft, ein solches „Zwischen“ zu verstehen. Thomas Mann spricht im „Zauberberg“ ausdrücklich von Satan, der sich in dem Kurheim auf einem Schweizer Berg in der Atmosphäre von Dumpfheit und Neugierde zeigt. G. Bernanos stellt in die Mitte seines Romans „Die tote Gemeinde“ einen gewissen Ouinon (Das „Ja - Nein“ - „oui - ne“ war ursprünglich auf A. Gide⁴¹ gemünzt). In dem Dorf geschieht ein Mord. Alles redet und üstert und verdächtigt. Dabei vergisst man völlig die Aufklärung des Verbrechens. In der „grenzenlosen Neugierde“ sieht Bernanos ein Kennzeichen des Reiches des Bösen⁴². Bei allem Vorbehalt bei der Bestimmung des Wirkens der Dämonen können solche Beispiele doch etwas weiterhelfen.

So ist der Teufel eine Realität, mit der man rechnen muss. Da er aber die Anonymität sucht, muss man vorsichtig sein, Menschen oder Bewegungen zu verteufeln. Eine Diskussion der Existenz des Teufels als Person entspringt nicht einer Faszination durch das Böse, – das wäre gnostisch – auch nicht einer besonderen Wichtigkeit des Teufels – in der Mitte unseres Glaubens steht das Heilshandeln Gottes in Jesus Christus –, sondern der Auffassung, dass angesichts der harten Realität des Bösen die prinzipiellen Chancen des Guten gewahrt werden sollen und müssen. Dies ist nur unter der Voraussetzung möglich, dass die Schöpfung gut ist und das Böse an Gott nicht teilhat. Aber auch nur unter dieser Voraussetzung ist Erlösung möglich und verstehbar und Hoffnung begründet. □

Respektieren heißt nicht gutheißen!

Kann ein Papst eine falsche Religion respektieren? So fragen neuerdings Kritiker aus der scheinconservativen Ecke. Im internationalen Umgang bedeutet aber respektieren noch lange nicht gutheißen. Wenn beispielsweise Staaten Grenzen nur respektieren, aber nicht anerkennen, dann heißt das nur, dass sie auf Gewaltanwendung verzichten. Die Revision einer fraglichen Grenze zu einem späteren Zeitpunkt bleibt jedoch vorbehalten. Wer heute eine andere Religion nicht respektieren will, schließt friedliche Gespräche aus und riskiert Gewaltanwendung. Das wäre kaum im Sinne Jesu Christi und auch nicht im Sinne der Christen, die als Minderheiten gewissermaßen wie Geiseln in anderen Staaten leben. Respektieren ja, gutheißen natürlich nicht.

Eduard Werner

³² Vgl. Weish 2,24 u. ThWNT II 70ff.

³³ Ebd. 73.

³⁴ Vgl. Scheffczyk, Lokalisierbarkeit, 220ff

³⁵ Vgl. A. Ziegenaus, passim, besonders der Beitrag „Der Märtyrer: Das existentielle Gnadenzeichen“; vgl. unten S. 295ff.

³⁶ vgl. a.a.O. 338ff.

³⁷ Vgl. a.a.O. 245.

³⁸ Ziegenaus, a.a.O. 43; vgl. unten S.309.

³⁹ A.a.O. 63.

⁴⁰ A.a.O. 133, 42.

⁴¹ Bei Gide begegnet ebenfalls das Gnostische der Faszination durch das Böse und seine Ablehnung. So kehrt der „verlorene Sohn“ heim, empfiehlt aber dem Bruder, in die Fremde zu ziehen. Das Oui-non soll das Unentschiedene kennzeichnen.

⁴² Vgl. H. Urs v. Balthasar, a.a.O. 338, 335.

Maßlosigkeit

Wie wir aus den Medien erfahren, hat sich der Vorstand der Siemens AG eine 30%-Einkommenserhöhung genehmigt. Gleichzeitig werden Entlassungen von Mitarbeitern im großen Stil angekündigt, obwohl das Unternehmen Milliarden Gewinne erwirtschaftet. Der bayrische Ministerpräsident Edmund Stoiber nannte die Vorgehensweise des Siemensvorstands zu Recht, eine Instinktlosigkeit, die überhaupt nicht in die Landschaft passe.

Das Verhalten des Siemens-Vorstands orientiert sich nicht an den Prinzipien einer sozialen Marktwirtschaft, sondern an der maximalen Gewinnerzielung (Shareholder Value), und das zu Lasten der Mitarbeiter, die diese Erträge miterwirtschaftet haben. Die Siemens-Vorstandschaft hat sich damit von der Verantwortung gegenüber den Arbeitnehmern verabschiedet. Denn ein höherer Ertrag, der verteilt werden kann, steht nicht nur der Führungsriege zu. Das Verhalten der Siemens-Vorstände ermutigt nicht, sondern demotiviert die verbleibenden Mitarbeiter, die aus Angst, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, sich nicht wehren können.

Nach Prof. Dr. Anton Rauscher SJ, Altmeister der christlichen Gesellschaftslehre und Leiter der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle in Mönchengladbach, muss sich die unternehmerische Verantwortung vornehmlich auch erweisen, „in der Schaffung und Sicherung von immer neuen Arbeitsplätzen, von denen in einer arbeitsteiligen Gesellschaft die Löhne und Gehälter, die Arbeitseinkommen und damit die eigenverantwortliche Lebensgestaltung der Bürger abhängen“ (siehe sein Standartwerk „Kirche in der Welt“ – Betrachtungen zur christlichen Gesellschaftsverantwortung, Bd. 4, S. 419 f).

Papst Benedikt XVI. hat bei seinem Abschied auf dem Flughafen München am 14. September anlässlich des 25. Jahrestages der Veröffentlichung der Enzyklika „Laborem exercens“ von Johannes Paul II. folgende Sätze zitiert: Die Arbeit ist „eine fundamentale Dimension der Existenz des Menschen auf der Erde“ (Nr. 4) und erinnert alle daran „dass die erste Grundlage für den Wert der Arbeit der Mensch selbst ist“ (Nr. 6) ferner dass die Arbeit „ein Gut des Menschen“ ist, „weil er durch die Arbeit nicht nur die Natur umwan-

Auf dem Prüfstand

delt und seinen Bedürfnissen anpasst, sondern auch sich selbst als Mensch verwirklicht, ja gewissermaßen, mehr Mensch wird“ (Nr. 9).

Der Siemens-Vorstand praktiziert eine Freibeutermentalität, die gegen das Gemeinwohl und die Solidarität verstößt. *H.G.*

Bundesweite Aktion der Priesterbruderschaft St. Pius X.

In einem E-Mail-Schreiben der Priesterbruderschaft St. Pius X. vom 20. Sept. 2006, abgesandt von P. Andreas Mählmann, wird eine Briefausendung an Priester und Seminaristen mit dem Film (DVD) „Die Zelebration der lateinischen Messe“ vorgestellt. „Ziel der Aktion ist es, allen 16.100 Priestern Deutschlands die Möglichkeit zum Erlernen des überlieferten lateinischen Ritus zu eröffnen“. Der Film wurde lt. Schreiben bisher an 6.800 Priester der Diözesen Münster, Trier, Berlin, München, Paderborn und Köln sowie an 300 ausländische Priester verschickt. Eine zweite Ausendung ist für Anfang November an weitere 4.500 Priester in Deutschland vorgesehen, eine letzte ist Anfang des Jahres 2007 geplant. Alle Diözesanbischöfe wurden in einem „Offenen Brief“ (!) am 28. Juli über diese Aktion informiert. „Eine offizielle Reaktion seitens der Deutschen Bischöfe“ sei „bis jetzt unbekannt“. Der Film (DVD) sei bis jetzt 800 mal bestellt worden. Lediglich acht der insgesamt 7100 angeschriebenen Priester hätten die nachkonziliare Liturgiereform verteidigt. Die Priesterbruderschaft geht davon aus, dass 15–20% aller geweihten Priester und 30–40% aller Seminaristen „im deutschsprachigen Raum ernstlich überlegen, den überlieferten Ritus zu lernen, bzw. wieder zu erlernen“.

Die genannten Ergebnisse der Aktion können ohne nähere Information auch anders interpretiert werden als dies die Priesterbruderschaft St. Pius X. tut. Wenn z.B. nur acht Priester die nachkonziliare Liturgiereform mit dem Ordo Novus verteidigt haben, so kann das auch damit zusammenhängen, dass sich Pfarrer, die drei oder mehr Gemeinden zu versorgen haben, überlegen, ob sie sich die Zeit nehmen sollen, um die positiven Seiten der Liturgiereform zu verteidigen, wenn sie ohnehin annehmen können, dass eine solche Arbeit bei der Priesterbruderschaft St. Pius X. im Papierkorb landen wird.

Zwei Feststellungen halten wir noch für angebracht

Die Priesterbruderschaft St. Pius X. ist, im Gegensatz zur Priesterbruderschaft St. Petrus, die mit Erlaubnis Roms ausschließlich die Tridentinische Messe feiert, nicht in Gemeinschaft mit der katholischen Kirche; sie befindet sich im Schisma. Eine Heilung dieses Schismas ist trotz wiederholter Versuche seitens des Vatikans bisher leider nicht möglich gewesen, weil die Priesterbruderschaft St. Pius X. nicht bereit ist, das Zweite Vatikanische Konzil anzuerkennen. In ihrer Homepage heißt es: „Die Priesterbruderschaft lehnt es daher ab, das Konzil und seine Reformen anzunehmen, weil sie von jenem liberalen Geist geprägt sind, der nicht der Geist der Kirche ist.“ (<http://www.fsspx.info/bruderschaft/index.php?show=fragen&page=6>)

Wir bedauern, dass deutsche Bischöfe in der Vergangenheit vielfach nicht bereit waren, die von Rom empfohlene Erlaubnis zur Feier der heiligen Messe im tridentischen Ritus großzügig zu gewähren, wenn dies von einer größeren Zahl von Katholiken gewünscht wurde und die Möglichkeit dazu hätte geschaffen werden können. Diese Haltung der Bischöfe hat die Anhänger der Tridentinischen Messe nicht so sehr der romtreuen Priesterbruderschaft St. Petrus zugeführt, es hat sie vielmehr der schismatischen Priesterbruderschaft St. Pius X. in die Arme getrieben. Eine wesentliche Ursache für diese Entwicklung sehen wir auch darin, dass sich manche Priester nicht an die kirchlichen Normen für den Ordo Novus der heiligen Messe halten, und diese Missstände seitens der Bischöfe nicht abgestellt wurden.

„Gesundheit – das höchste Gut?“ fragt das neue Heft der Reihe „Kirche und Gesellschaft“ mit seinem Titel; Manfred Lütz, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und Diplom-Theologe, schreibt darin, wie der Untertitel besagt, über „Die religiöse Überforderung des Gesundheitsbegriffes“ (Nr.333, bei: Kath. Sozialwissenschaftl. Zentralstelle, Brandenberger Str.33, D-41065 Mönchengladbach). Lütz faßt in dem Heft zusammen, was er in einem Buch ausführlicher beschrieben hat: „Lebenslust – Über Risiken und Nebenwirkungen des Gesundheitswahns“ München 2006). Hier einige Sätze aus dem Heft:

Wenn man eine wie immer geartete gesunde religiöse Fundierung hat und nicht in der Gesundheit das höchste Gut sieht, kann man gelassener und in gewisser Weise gesünder mit der Gesundheit umgehen (...)

Die Gesundheitsreligion treibt den Arzt in die Rolle eines Halbgottes, einer letzten Instanz für Leiden und Tod. Doch zum Sinn und zum Heil hat die Medizin letztlich nichts zu sagen. Zu Sterben und Tod hat ein altes Mütterchen aus der Eifel viel mehr zu sagen als ein junger Assistenzarzt, der gerade einmal ein EKG ableiten kann. So produziert die Heilssehnsucht der Menschen heute eine totale Pathologisierung und Frustration. Wir schaffen uns gewaltige Verdrängungsapparaturen, sprechen von einer medizinischen Über- und einer emotionalen Unterversorgung. Es gibt ein heilloses Bild ohne Horizont. Je mehr akute Krankheiten geheilt werden können, desto mehr chronische werden deutlich. Man kämpft gegen den „Krebs“. Doch „Krebs“ ist gar keine Krankheit, es ist ein Laienbegriff, der sehr verschiedene Krankheiten zusammenfaßt. Aber es geht auch nicht um eine Krankheit. Wer gegen den Krebs streitet, streitet gegen den Tod. Doch das Tragische ist: um den Tod zu vermeiden, nehmen wir uns das Leben, nämlich ungeheuer viel unwiederholbare Lebenszeit in Fitnessstudios, Wellness-Einrichtungen, beim Arzt und bei der neuesten Diät. Der Tod aber ist ein religiöses Thema, und dazu hat die Medizin absolut nichts zu sagen. Auf diese Weise dringt leise durch den ganzen aufgeregten Gesundheitstrubel der Satz des großen dänischen Religionsphilosophen Sören Kierkegaard: „Der Spaß, eines Menschen Leben für einige Jahre zu retten, ist nur Spaß. Der Ernst ist: selig sterben.“

Zeit im Spektrum

Zur Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs

Am 18.Dezember d.J. sind die gesamten Aktenbestände des Vatikanischen Geheimarchivs aus dem Pontifikat Pius XI. (1922-1939) für die Forschung freigegeben worden – im Umfang von etwa 30 000 Aktenfaszickeln; für den auf Deutschland bezüglichen Teil war das schon 2003 geschehen. Die Historiker erwarten sich davon weitere Aufschlüsse über das Verhalten des Vatikan bei den Lateran-Verträgen, zu Faschismus, Kommunismus und Nationalsozialismus, zum Abessinien-Krieg, zum Spanischen Bürgerkrieg u.a.m. – Der Historiker Thomas Brechenmacher, Mitglied der wissenschaftlichen Kommission bei der Kommission für Zeitgeschichte in Bonn, würdigte das Ereignis in der katholischen Zeitung „Die Tagespost“ (12.10.06) unter dem Titel „Eine Öffnung von globaler Dimension“, dämpfte aber zu hochgespannte Erwartungen und warnte vor Geschäftemachereien mit dem Stoff:

Bei aller Euphorie sollte eines klar sein: zwar werden in den kommenden Wochen einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Stücke der jetzt freigegebenen Akten veröffentlicht und als „Sensationen“ verkauft werden. Die eigentliche Arbeit der Historiker wird angesichts der Masse der Dokumente freilich Zeit beanspruchen. Sorgfältige Sichtung, Kommentierung und Interpretation der Quellen sowie schließliche abgewogenen Urteilsbildung bilden das mühsame Kerngeschäft des Historikers, das sich der Ökonomisierung entzieht und entziehen muss (...). Die Katholische Kirche war und ist ein weltpolitischer Akteur. Dass dieser globale Zusammenhang jetzt aus den Akten hergestellt werden kann, ist die eigentliche Bedeutung dieser Archivöffnung.

Fragen an die türkische Zukunft

Die Lage der christlichen Minderheiten in der Türkei war in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach dem Krimkrieg (1853-1856) gesicherter als in der heutigen Türkei, weil sich die damaligen Verbündeten des Osmanischen Reiches – England, Frankreich, Sardinien – erfolgreich für sie einsetzten. – So Prof.Dr. Rudolf Grulich (Universität Gießen / Königstein) in einem Beitrag für „Glaube in der 2. Welt“ („Krimkrieg und Religionsfreiheit in der Türkei“, Nr.10/2006,S.18 ff; Postfach 9329,CH-8036 Zürich). Als Aufgabe für heute, da die Türkei nach Europa drängt, stellt Prof. Grulich schließlich heraus:

Das Engagement der damaligen christlichen Mächte und ihr Eintreten für die Christen während des Krimkrieges fehlen allerdings den heutigen Politikern des Westens. Was die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGfM mit Sitz in Frankfurt) fordert, sollten daher die Vertreter der EU von der türkischen Regierung verlangen, wenn die Beitrittsverhandlungen wirklich ernsthaft geführt werden:

- Möglichkeiten für den Bau von Kirchen, Befürwortung von Anträgen zum Kirchenbau und zur Renovierung von Kirchen und Gemeindehäusern.

- Beendigung der Enteignung christlichen Gemeindegüter (...), Rückgabe enteigneter Immobilien oder eine angemessene Entschädigung dafür und die uneingeschränkte Möglichkeit neuen Eigentumserwerbs.

- Rechtsanerkennung aller religiösen Gemeinschaften und Wiederzulassung der amtlich geschlossenen theologischen Einrichtungen sowie die Erlaubnis, wieder Kirchensprachen (wie das Aramäische in den Klöstern des Tur Abdin) zu unterrichten.

- Sicherstellen der Versammlungsfreiheit aller Christen in der Türkei und Gewährleistung störungsfreier Gottesdienste und sonstiger Zusammenkünfte.

- Rechtliche Regelungen und Sicherheit wie Klärung von Haus- und Grundbesitzfragen für die in den Tur Abdin (Südost-Türkei) zurückkehrenden assyrischen Christen.

- Ermöglichung des beruflichen Aufstiegs für Nicht-Muslime zu allen Stufen in der Verwaltung und anderen öffentlichen Stellen.

- Freie öffentliche Diskussionen über den Völkermord an den Armeniern und assyrischen Christen während des Ersten Weltkrieges vor der Gründung des modernen Staats „Türkei“.

- Ratifizierung des „Internationalen Paktes über bürgerliche und politische Rechte“.

Warum bei den Muslimen?

In einem Gastkommentar für „Die Tagespost“ befasste sich P. Dr. Anton Rauscher SJ, Prof. em. für Christliche Gesellschaftslehre, mit der „Geißel des Terrorismus“ und stellte Fragen dazu:

Wie kommt es, dass die Selbstmordattentate hauptsächlich von islamischen Ländern ausgehen und die Terroristen überwiegend Muslime sind? (...) Man kann der Frage nicht ausweichen, warum es in islamischen Ländern offenkundig ein Gewaltpotential gibt, das jederzeit gegen Andersgläubige oder Andersdenkende mobilisiert werden kann. Die Freitagsgottesdienste, die häufig der Vorbereitung von politischen Revolutionen dienen, werden seit Jahren für Hasspredigten missbraucht. Hinzu kommt, dass junge Männer und Frauen, geradezu angeworben und für das Töten und Morden in Lagern regelrecht ausgebildet werden. Was am meisten irritiert, ist die Tatsache, dass muslimische Terroristen sich darauf berufen, „im Namen Gottes“ zu handeln und gleichsam das Gericht Gottes zu vollstrecken. In den muslimischen Ländern gibt es nur wenige Stimmen, die es wagen, die Selbstmordattentate als Verstoß gegen die Menschenrechte anzuklagen oder wenigsten in Frage zu stellen.

Was können Christen, was müssen Europäer tun, um unser Menschenbild, das in der unantastbaren Würde jedes Menschen seinen Grund hat, den Muslimen, die bei uns leben und arbeiten, näher zu bringen? (...) Wir brauchen keine Hasspredigten, sondern Versöhnungs- und Friedensinitiativen.

Ayaan Hirsi Ali: Prophet und Koran selbst sind das Problem – Fragen, die anstehen

Unter dem Titel „Die schleichende Scharia“ brachte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 4.10.2006 ein Interview mit Frau Ayaan Hirsi Ali, das in einem Frankfurter Hotel-Salon stattfand. „Für das Interview wurde der Raum in einen Hochsicherheitstrakt verwandelt, Spürhunde hatten ihn nach Bomben abgesucht. Sieben Sicherheitsleute waren präsent“ (FAZ,ebd.). Frau Ayaan Hirsi Ali wuchs als Muslima auf, wandte sich aber dann vom Islam ab und wurde vor allem in den Niederlanden als islamkritische Autorin bekannt; sie lebt jetzt unter ständiger Bedrohung. Der westliche Diskurs über den Islam bleibe beim Taktischen und komme nicht zur Sache selbst, bemerkte sie und sagte dazu u.a.;

Und da steht für mich fest, dass der Islam mit der liberalen Gesellschaft,

wie sie sich im Gefolge der Aufklärung herausgebildet hat, nicht vereinbar ist. Wenn man diese Feststellung für plausibel hält, dann ist es nur folgerichtig, die Muslime damit auch zu konfrontieren. (...) Also ist es nur folgerichtig, den hier lebenden Muslimen zu sagen: Wenn ihr hier lebt, müsst ihr euch an gewisse Spielregeln halten, das Gesetz achten und Toleranz üben und zwar ganz egal, ob euch euer Prophet oder euer heiliges Buch etwas anderes vorschreiben.

Für Ayaan Hirsi Ali sind auch der Prophet Mohammed und der Koran nicht tabu. Der Terrorismus ist ihrer Meinung nach nicht „Missbrauch des Islam“:

Das ist kein Missbrauch. So wurde uns der Islam überliefert. Jeder Schüler lernt, dass Islam die Unterwerfung unter den Willen Gottes bedeutet. Dann wird er fragen: Wo finde ich den Willen Gottes? Dann stößt er auf Koran und Hadith. Und was man dort wortwörtlich liest und auswendig lernt, hat eben mehr mit Bin Ladin zu tun als mit den schönen Worten europäischer Islamreformer. Darum hat Bin Ladin so viele Anhänger, jeder Muslim kann das nachvollziehen (...) Ich glaube, Bin Ladin beruft sich zu Recht auf die Religion. Darum müssen wir – wenn wir diese Gewalt verurteilen und verabscheuen – die Religion ändern. Leider fehlt es uns dazu an notwendigen Führungspersönlichkeiten (...)

Ayaan Hirsi Ali warnte auch davor, sich von muslimischen Friedensbetuerungen einlullen zu lassen, denn nach dem Koran sei Friede erst dann möglich, wenn alle dem (Islam-) Glauben unterworfen seien:

So wird die Frage nach der Friedlichkeit des Islam zu einer Frage des Vertrauens. Hier im Westen nehmen die Leute erst einmal an, die Aussage eines Gesprächspartners sei auch so gemeint. Die Generalunterstellung ist erst einmal die, dass man sich die Wahrheit sagt. Im arabisch-islamischen Raum ist das nicht unbedingt so, denn es gibt keine Notwendigkeit, einem Ungläubigen gegenüber wahrhaftig zu sein. Es führt nicht weiter, an diesen fundamentalen Punkt nicht rühren zu wollen (...)

Christentum muss gelebt werden

Im „Schweizerischen Katholischen Sonntagsblatt“ verglich dessen Redaktor Pfr. em. Willi Studer unter dem Titel „Was kommt auf die Menschheit zu?“ den „militanten Theismus“ des Islam, den indifferenten Humanismus des Wes-

tens und – Gedanken Papst Benedikts XVI. aufnehmend – das Christentum (Nr.39/2006, Folge 3, S.4).

Der vom Westen mit militärischer Überlegenheit geführte Kampf wird kaum zum Frieden führen. Religiös motivierte Kämpfer geben nicht auf.

Der Islam ist seinem Wesen nach auf kämpferische Welteroberung konzipiert. Die Freiheit des Gewissens kommt zu kurz. Feinde Gottes zu töten, verstößt nicht gegen die islamische Moral. Die christliche Liebe, die allen Menschen geschuldet ist, den Guten und Bösen, kennt der Islam nicht. Man liebt aufrichtig eben nur die Glaubensbrüder.

(...) Die Gläubigen des Islam halten den Westen für areligiös. Ohne weltanschauliche Substanz hätte die westliche Zivilisation keine Zukunft. *Allah allein* ist für die Muslime die Zukunft. Ihr missionarischer Eifer ist ungebrochen und ihre Strategie langfristig. Haben sie unrecht, wenn sie an ihren Sieg glauben im religiös motivierten Kampf gegen unsere säkulare westliche Zivilisation?

Wenn ich den westlich geprägten weltanschaulich indifferenten Humanismus mit dem militanten Theismus des Islam vergleiche, erscheint mir, dass die Gläubigen des Islam mehr Mut und Kraft aufbringen und siegesbewußter sind als der westliche Säkularismus. In einer religiös entwurzelten Welt scheint der Islam immer mehr an Macht und Einfluß zu gewinnen. Der atheistisch durchsetzte Westen verbaut sich selber mit seiner hedonistischen Moral die Zukunft.

Im *authentischen Christentum* ist jedoch der ganzen Menschheit die befreiende Wahrheit der Liebe als Geschenk Gottes angeboten. Das wirklich gelebte Christentum vermittelt einen alle Völker umfassenden Frieden. Die drei Grundpfeiler dieses alle Völker umspannenden Friedens sind *Freiheit, Wahrheit und Liebe*. Die Freiheit öffnet den Geist für den „Logos der Wahrheit“. Jesus, der wahre Sohn Gottes, wird im Prolog des Johannesevangeliums als Logos (vernünftiges Wort) bezeichnet. *„Der Logos war im Anfang bei Gott und ist selber Gott. Alles ist durch den Logos geworden und nichts ist ohne Ihn geworden. Das Leben war in Ihm.“* Dieser Logos ist Mensch geworden, um uns das Antlitz Gottes sichtbar zu machen. In dieses Antlitz zu sehen macht den Menschen „logosgemäß“, also weise und vernünftig. Jesus hat uns diesen Weg der Wahrheit und Liebe aufgezeigt. Es ist ein Weg in die Freiheit und Freude der Liebe. Ich bin überzeugt, dass das authentische Christentum alle Menschen, auch die Muslime, im Verlauf der Zeit überzeugen wird. Doch es muss eben gelebt werden.

Eva Herman: „Das Eva Prinzip – Für eine neue Weiblichkeit“, Pendo-Verlag, München u. Zürich, 2006, ISBN-10: 3-86612-105-9

Dieses Buch steht zunächst für etwas, nämlich für eine neue Weiblichkeit, die sich ihrer natürlichen spezifischen Eigenschaften und Vorzüge bewusst ist, die aber auch ihre Grenzen und Schwächen anerkennt. Das gilt umgekehrt auch für Adam, den Mann an Evas Seite. Dass eine solche Erkenntnis auf wütenden Protest stößt, ist nur durch das Feindbild zu erklären, das aggressive Feministinnen vom Mann und von einer männlich dominierten Gesellschaft erfolgreich in das zeitgenössische Bewusstsein gebracht haben. Dieses Menschen- und Gesellschaftsbild einer zukunftslosen, weil kinderlosen Gesellschaft, in der Frauen Supermänner spielen, die der beruflichen Karriere die Familie und die eigene Identität opfern, ist das Werk der Simone de Beauvoir, von Alice Schwarzer u. Co.

Das Eva-Prinzip will dem gegenüber die gegenseitige Ergänzungsbedürftigkeit von Mann und Frau ins Bewusstsein rücken und sagt (S. 250): „Es ist nicht zu überhören: viele denken anders als die spätfeministische Politik es will. Die Auseinandersetzung hat bereits begonnen, die Fronten sind abgesteckt. Es ist jedoch die Versöhnung, die wir alle dringend brauchen, in unserem persönlichen Umfeld und bei den großen gesellschaftlichen Debatten.“

Das Buch von Eva Herman ist ein leidenschaftliches Plädoyer für die Familie mit Kindern, die nicht im frühkindlichen Alter außer Haus gegeben, sondern von der eigenen Mutter aufgezogen werden. Die Aussagen der Karrierefrau Eva Herman sind deswegen glaubhaft, weil sie sich zu ihren eigenen Versäumnissen, die sie Kinder und die Pflege einer ehelichen Beziehung viele Jahre hinter Beruf und Karriere zurückstellen ließ, offen bekennt. Empfehlenswert

Hubert Gindert

Thomas E. Woods jr.: Sternstunden statt dunkles Mittelalter – Die katholische Kirche und der Aufbau der abendländischen Zivilisation. MM-Verlag, Aachen, 2006, ISBN 3-928272-72-1, S. 305, EURO 22,-

Die Moderne steht auf den Schultern des Mittelalters, nämlich auf den großartigen Leistungen, die diese Epoche in ihren Universitäten mit ihrem wissenschaftlichen Betrieb, in Kunst, in Architektur, in der Entfaltung internationalen Rechts, in Wirtschaft und in ihren karitativen Einrichtungen geschaffen und grundgelegt hat. Dies gilt auch für die Naturwissenschaften. Denn bereits im Mittelalter wurde die Methodik mit Erfahrung, Beobachtung und Experiment gegenüber einer nur denkerisch-logischen Vorgehensweise erarbeitet und beschrieben. Auch die Errungenschaften der Antike sind durch das Mönchtum und durch die Schreibstuben der mittelalterlichen Klöster gerettet und uns überliefert worden. Warum ist das so wenig bekannt? Warum wird diese Epoche noch immer als das „dunkle Mittelalter“, gelegentlich selbst an



Gymnasien und Hochschulen, abqualifiziert? Hier kann man nur Papst Benedikt XVI. mit seinem bekannten Interview von Castel Gandolfo zitieren: „Ihr trinkt nicht aus der Quelle, sondern aus dem, was schon abgefüllt ist.“ (*Qu. Benedikt XVI.*)

Hinter der Geschichtsschreibung, die das Portrait des „dunklen Mittelalters“ gezeichnet hat, steht nicht nur Ignoranz. Dahinter steht auch die Absicht einer antikirchlichen Geschichtsschreibung, die dieses Bild geschaffen hat, denn es war die katholische Kirche, die die Universitäten ins Leben gerufen hat, es waren die Klöster, die vielfach die praktische Umsetzung der wissenschaftlichen Ergebnisse geleistet haben. Es ist das großartige Verdienst des Amerikaners Thomas E. Woods, der mit seinem Buch „Sternstunden statt dunkles Mittelalter“ mit den Geschichtsumdeutungen und Geschichtsfälschungen aufgeräumt hat. Der Originaltitel „How the Catholic Church Built Western Civilization“ bringt das Gesagte noch deutlicher zum Ausdruck. Diesem Buch ist größtmögliche Verbreitung zu wünschen. Hubert Gindert

Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2006 S. 29

Zürich-Oerlikon: Herz-Jesu-Kirche (Schwamendingenstr. 55), So. 16.00 Uhr, Aussetzung u. Beichte, 17.00 Uhr hl. Messe, Do. 19.00 Uhr hl. Messe; St.-Josephs-Kirche (Röntgenstr. 80) Mo. u. Mi. 8.00 Uhr hl. Messe; feiertags auf Anfrage: 044-772 39 33

Sühnenacht Sühneanbetung

Berlin: St. Norbert: 3.11.06, 17.10 Uhr, Kreuzweg; 4.11.06, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 17.11.06, 22.00 Uhr Sühnenacht, 23.11.06, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; 26.11.06, 15.00 Uhr Kinderro.kr.; Hinweise: 030/4964230

Essen: 3.11.2006, 18.00 Uhr, Beichtgel., m. Ro.kr., 18.30 Uhr hl. Messe, anschl. euchar. Anbet.; Hinweise: 0201-3195478

Frankfurt: 19.11.06, 14.00 - 18.00 Uhr, St. Elisabeth, Internat. Ro.kr.gebet, Beichtgel. Euchar.feier; St. Margareta in Herz-Jesus: 26.11.2006, Hinweise: 06192-961977

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

11./12.11.2006 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Wietmarschen: 4.11.2006, Vesper St. Matthiasstift, Hl. Messe, Hinweise: 05921-15291

Marienfried: 4.11.06 Sühnenacht, ab 14.00 Uhr, Anbet.; Hinweise: 07302-92270

Gebetskreis der Beiden Heiligen Herzen Jesu und Mariens jd. Montag, 19.00 Uhr-21.00 Uhr in Königstein/Taunus, Hinweise: 06174-4419

Exerziten:

Marienfried, 20.11.-24.11.2006, P. Dr. Bernhard Eisele SDS: Komm, Heiliger Geist; Hinweise: 07302-92270

Seminar für unverheiratete junge Leute

zw. 15 und 30 Jahren: Thema: Ausbruch zur Liebe – Sexualität und Lebensglück; 3. - 5.11.2006, im Kloster Brandenburg, Dietenheim; mit Gabriele Kuby und Pfr. Helmut Baierl; Information: 07347-9550

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Alfred-Kardinal-Bensch-Kreis, Berlin: 4.12.2006, 20.00 Uhr, Gemeindesaal, St. Bernhard, Inge Thürkaf: Wesen und Wurzeln der modernen Naturwissenschaft – Ihre Auswirkungen in Kirche und Gesellschaft aus der Sicht von Prof. Dr. Max Thürkaf; Hinweise: 030-8035980

Initiativkreis Bamberg:

19.11.2006, 18.30 Bürgerspital, Michelsberg 10b, Prof. Dr. Peter Bruns: Theologie

Dalla Rosa und seine gut gemeinte Warnung

Wie sehr Menschen des 20. Jhts. Opfer des Nationalismus wurden, zeigt uns das Schicksal des österreichischen Pfarrers Heinrich Dalla Rosa. Er ist 1909 in Lana bei Meran geboren. Als nach dem 1. Weltkrieg Südtirol von Österreich abgetrennt und Italien angeschlossen wurde, mussten seine Eltern in die österreichische Steiermark auswandern, weil sie Deutsch als Muttersprache behalten wollten. Dort wurde der junge Theologe 1935 zum Priester geweiht.

Es war die Zeit der Hungersnot und Arbeitslosigkeit. Deutschland und Österreich hatten in Friedensverträgen von Versailles und St. Germain nicht nur hohe Lasten und wirtschaftliche Beschränkungen auferlegt bekommen, sondern auch die Verpflichtung, die alleinige Kriegsschuld gegen ihre Überzeugung schriftlich anzuerkennen. Das schürte den Nationalismus. Viele sahen in der Politik Hitlers den einzigen Ausweg. Hitler hatte ja für Deutschland das Joch von Versailles erfolgreich abgeschüttelt. Warum sollte jetzt Österreich nicht folgen?

Pfarrer Heinrich Dalla Rosa versuchte in seinem Wirkungsbereich die Not zu lindern und dem Hass entgegenzuwirken. Als 1938 Hitler auch in Österreich die Macht übernommen hatte, vertrat Dalla Rosa die feste Überzeugung, dass sich dieses Unrechtssystem bald selbst zerstören würde. Den Volksschullehrer Otto Hladnig jedoch beeindruckten die anfangs siegreichen Feldzüge Hitlers. Der früher arbeitslose Hladnig hatte eine Stelle als Lehrer und eine



otte Parteiuniform bekommen. In Vorträgen überzog er Christus und die Kirche mit Spott und Hohn. Die Kirche sei nicht national, sondern romhörig! Pfarrer Dalla Rosa ging deshalb zum Lehrer Hladnig, um ihm einen gut gemeinten Rat zu geben. Er solle sich nicht weiter mit dem Nationalsozialismus identifizieren und auch nicht mehr gegen die Kirche hetzen, denn das NS-System werde bald untergehen. Nach dem Krieg könne der Lehrer für seine maßlosen Reden bestraft werden. Lehrer Hladnig reagierte jedoch entrüstet und zeigte den Pfarrer bei der Gestapo wegen Wehrkraftersetzung an. Darauf wurde Pfarrer Dalla Rosa verhaftet und in Wien vor Gericht gestellt. Dort wurde er wegen angeblicher Wehrkraftersetzung zum Tode verurteilt.

Während die Lehrerinnen in Deutschland und Österreich weitgehend kirchentreu und damit resistent gegen den Nationalsozialismus blieben, waren viele ihrer männlichen Kollegen eher von der neuen Welle angesteckt. Für sehr viele von ihnen verkörperte der Nationalsozialismus mit seinen sportlichen Erfolgen (Olympiade 1936), mit seinen technischen Neuerungen und seinen wirtschaftlichen Erfolgen die Zukunft. Rundfunkempfänger, Volkswagen, Panzer und Flugzeuge beeindruckten viele Lehrer mehr als kirchliche Traditionen.

Drei Tage nach seiner Verurteilung zum Tod schrieb Dalla Rosa an seine Eltern: „Glaubt aber nicht, dass ich so schwer unter dem mir zugefügten Justizirrtum leide. Christi Los wurde ich gewürdigt zu tragen.“ Er verzieh seinem Verräter Hladnig, dessen Ehefrau und seinen ungerechten Richtern. Alle Gnadengesuche der Bischöfe von Graz-Seckau, von Wien und des Weihbischofs Wienken in Berlin blieben unbeantwortet. Am 24.01.1945 wurde Pfarrer Dalla Rosa in einer Reihe mit elf weiteren Männern und drei Frauen in Wien mit dem Fallbeil hingerichtet.

Wenn ein Priester für einen gut gemeinten Rat mit dem Tode bestraft wird, denkt man an Albrecht Haushofers Moabiter Sonett, in dem er 1945 kurz vor seiner Erschießung schrieb: „Es gibt wohl Zeiten, die der Irrsinn lenkt, da sind's die besten Köpfe, die man hängt.“ Damals wurde sichtbar, dass die Internationalität der Kirche den Gegenpol zum Nationalismus darstellt. *Eduard Werner*